Der Mörder.

Eine Erzählung
für
Volk und Jugend.

Von
Wilhelm Herchenbach.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1873.

I.

Sanna Zwiefel in Spitzkirchen war eine recht wackere Wittwe, hatte aber seit dem Tode ihres Mannes ihre liebe Noth, durchzukommen, denn alle Lebensbedürfnisse waren sehr theuer, und der Tagelohn stand nicht halb so hoch, wie es in der Ordnung gewesen wäre. Sie klagte aber niemals, weil sie einen sehr genügsamen Sinn hatte und nicht viel Ansprüche an das Leben machte. Viel härter war es ihr, daß ihr einziger Sohn Rochus nach ihrer Ansicht nicht wohl gerathen war. Der Junge schlug ganz und gar aus der Art und hatte nicht ein Aederchen von ihr und ihrem Manne. In der Schule hatte er viel Bücher verschlissen, aber Nichts gelernt, im Communion-Unterrichte selten eine richtige Antwort gegeben; aber der Herr Pfarrer war schließlich doch genöthigt gewesen, ihn mitzunehmen, weil er alle andern Knaben um eine Kopflänge überragte. Er sollte nun an die Arbeit, aber damit hatte es auch seinen Haken, denn er bückte sich nicht gerne und hatte einen Abscheu vor schmutzigen Händen.

Sanna vergoß manche Thräne um den Rangen. „Was soll es mit Dir werden, wenn ich einmal den Kopf hinlege?“ sagte sie. „So lange ich lebe, werde ich Dich wohl mit Ach und Krach durchbringen, wenn ich alle meine Kräfte anspanne; aber nachher wird's

bald ein Ende nehmen. Unser Häuschen und die paar Läppchen Land sind zusammen keine dreihundert Gulden werth. Du wirst es in einem einzigen Jahre durchbringen und als Knecht dienen müssen; aber wer mag einen solchen Knecht? Das Armenhaus oder der Bettelsack bleiben am Ende Deine einzige Zuflucht."

So sprach die Sanna. Ich hoffe, wenn sie noch lebt, wird sie mir's nicht übel nehmen, daß ich auch meine Meinung sage. Es ist wahr, der Rochus war eine Art von schwer-verdaulichem Pumpernickel, aber die Sanna und ihr seliger Mann hatten ihn dazu gemacht. Wenn der kleine Rochus seiner Kindernatur gemäß sang, pfiff, tanzte und sprang, dann wurde er wegen Ausgelassenheit zur Ruhe verwiesen; wenn er recht still war und seine Phantasie in einer fremden Welt umherspielte, dann hieß er ein Duckmäuser. In Summa, das Maßregeln hörte gar nicht auf. Diese Behandlung entsprang bei den Eltern aus dem Wunsche, einen braven Menschen aus ihrem Rochus zu erziehen, aber sie erwogen nicht, daß sie den verkehrten Weg einschlugen. Der Herr Pfarrer hatte einmal gesagt: „Sanna, wenn Du die jungen Pflänzchen in Deinem Garten unaufhörlich hin- und herzupfst und ihnen gar keine Ruhe lässest, dann werden es nur Krüppel, und gerade so geht es auch mit Deinem Sohne."

Sanna schüttelte mit dem Kopfe. „Der Pfarrer hat keine Kinder," dachte sie; „er kennt Nichts von der Erziehung!" Also erzog sie in ihrer Manier weiter, und als ihr Mann starb, da wurden der Ermahnungen, guten Lehren, Strafen ꝛc. so viel, daß der Junge beständig im Schraubstocke saß und gänzlich verkrüppeln mußte. Ihr eigenes Werk sah nun Sanna als eine Folge von Rochus innerer Bosheit an und sprach es täglich und stündlich aus.

Rochus hörte alle ihre Tadel- und Strafworte mit dem größten Gleichmuthe an; sie machten nicht den mindesten Eindruck auf ihn; denn es war bereits so weit gekommen, daß er von seiner eigenen Schlech-

tigkeit, aber auch von der Unmöglichkeit, sich zu bessern, fest überzeugt war.

Zuweilen beging er so knabenhafte Streiche, daß seine Mutter zweifelte, ob er den Verstand ganz zusammen habe. Hinter dem Hause lag das kleine Gärtchen. Hier saß er oft stundenlang in der Fliederlaube, schaute in den Sonnenschein und baute Luftschlösser. Er wollte ein großer Herr werden, einen Palast in der Stadt haben und mit vier Pferden fahren. Die Leute sollten an den Straßenseiten stehen bleiben, den Hut vor ihm abziehen und sagen: „Da kommt der reiche Rochus. Was für ein glücklicher Mann der ist!"

In Spitzkirchen gab es nur hausbackene Leute, welche den Spruch: „Bete und arbeite!" wohl beherzigten und von Flausen und Phantasien Nichts im Kopfe hatten. Gerade aus und ehrlich waren sie und hatten deßhalb keine Sympathien für solche Träumer, wie der Rochus einer war. Nur Einen Menschen gab es, der sich um ihn bekümmerte, und das war ein hergelaufener Kerl, dessen Heimath Niemand kannte, nämlich der Schlächter Barthel. Die ganze Woche strich er in den Dörfern umher und Freitags kam er mit einem Kälbchen oder einem magern Kühchen, welches er abstach und das Fleisch von Haus zu Haus trug und anpries, bis das letzte Pfund verkauft war. Es waren aber nur die armen Leute, welche von ihm kauften, weil er um ein paar Pfenninge billiger war, als die Metzger in der Stadt. Die Reichen sagten, er schlachte nur krankes Vieh und man könne sich durch den Genuß eine schwere Krankheit aufladen.

Dieser Barthel war schon hübsch auf Jahren, aber da er eine geregelte Thätigkeit ebensosehr scheute, wie Rochus, so wurden die beiden bald recht intime Freunde und man konnte sie oft zusammen in der Laube sehen. Sanna war mit einer solchen Freundschaft nicht gedient, deßhalb machte sie kurzen Proceß und sagte zu ihm: „Barthel, geht auf den Kuh- und Kälberhandel, aber bleibt mir aus dem Hause und verschont meinen Jungen mit Euerer Freundschaft."

Der Barthel ging, aber den Rochus wußte er doch zu treffen, weil die Sanna den größten Theil des Tages nicht zu Hause war.

Das Feld, welches die Mutter in ihrer Unwissenheit angebaut hatte, wurde von Barthel weiter beackert, und er schmeichelte sich mit der Hoffnung, dereinst einen recht brauchbaren Vagabunden aus seinem jungen Freunde zu machen. Um zu diesem Ziele zu gelangen, schlug er den entgegengesetzten Weg ein. Er fand Alles, was Rochus that, gut und lobenswerth, schmeichelte ihm bei jeder Gelegenheit und nannte ihn ein Genie, das von seiner Mutter ganz abscheulich verkannt werde.

Der Barthel war eigentlich nicht das Stück Fußboden werth, auf dem er stand, oder das Häuflein Sand, welches er beim Gehen unter dem Fuße hatte, aber der Rochus hielt ihn für einen prächtigen Kerl, weil er ihm nach dem Munde schwätzte und ihm weiß machte, er sei mehr werth, als zehn Andere. Rochus hatte eigentlich nur Eine Leidenschaft, nämlich die für schöne Pferde. Wenn er einen hübschen Rappen sah, so konnte er demselben eine weite Strecke Weges folgen und nicht aufhören, ihn mit den Augen zu verschlingen, und nachher noch stundenlang davon zu sprechen. Das war seiner Mutter ein Greuel; aber Barthel packte ihn an dieser schwachen Seite und schilderte ihm die Marställe der Fürsten, die er gesehen, und log dem Rochus Dinge vor, die ganz unerhört waren. Seine Erzählungen wurden durch den Umstand, daß er selbst ein trefflicher Reiter war, sehr unterstützt.

Von zwei entgegengesetzten Strömungen hin- und hergeworfen, war es sehr zu verwundern, daß der arme Rochus noch immer ein leidlicher, wenn auch gerade kein guter Mensch blieb. Mit neunzehn Jahren konnte man eigentlich nur von ihm sagen, daß er zu Nichts tauglich sei, daß er aber von einer geschickten Hand sehr leicht zu einem tüchtigen jungen Manne umgestaltet werden könne.

An einem Sonntag Morgen, als die Glocken von

Spitzkirchen zur Frühmesse läuteten, kam der Barthel mit seinem Knotenstocke daher, um auf den Handel zu gehen. Sanna und Rochus begegneten ihm nahe an der Kirche. Da blieb die Wittwe stehen, faßte ihn scharf in's Auge und sagte: „Barthel, die andern Leute gehen Sonntags in die Kirche, wie es ihre Pflicht ist und Ihr geht auf den Handel. Wo soll da der Segen für Euer Gewerbe herkommen? Es ist kein Wunder, daß Ihr arm bleibt und niemals einen Groschen in der Tasche habt. Gott steht nur Denjenigen bei, die ihn lieben."

Barthel lachte über die Ermahnung und entgegnete: „Wenn das wahr wäre, dann müßtet Ihr so reich sein, wie der Rothschild in Frankfurt; denn ich glaube, Ihr habt seit Euerm achten Jahre keinen Tag die Messe versäumt. Bei all dem Beten aber habt Ihr es noch um kein Haar weiter gebracht."

Sanna schwieg, denn es kamen Leute, welche ein ganz verwundertes Gesicht machten, weil sie mit dem verrufenen Menschen ein Gespräch pflog. Sie wandte sich nun an Rochus und sprach: „Da siehst Du, was für einen Freund Du an dem Menschen hast; einen gott- und religionslosen Strolch, der Dich auf die Dauer so schlecht machen würde, wie er selber ist. Bete nur in der Kirche zum lieben Gott, daß er Dich von dem Religionsverächter recht fern hält."

Rochus gab keine Antwort, aber er dachte: „Wenn ich so frei schalten und walten könnte, wie der Barthel, so würde ich auch nicht in die Kirche gehen, denn das viele Beten ist außerordentlich langweilig." Der Sonntag war ihm überhaupt in der Seele verhaßt, denn an diesem Tage hörte das Beten fast gar nicht auf; er war deßhalb froh, als endlich das Abendessen aufgetragen wurde.

Die Mutter hatte im vorigen Winter ein paar Stücke feines Linnen gesponnen; dasselbe sollte nun bald zu Gelde gemacht werden; denn sie brauchte desselben viel zu allerlei Anschaffungen. Schon am Samstage hatte es auf der Bleiche gelegen, und jetzt stand es im

Wasser, weil es am Sonntage doch nicht begossen werden konnte.

„Rochus," sagte sie, „in der Nacht bleicht das Leinen eben so gut wie am Tage, und wenn wir ein paar Nächte daran wagen wollten, so würde es ganz weiß sein. Es muß natürlich Jemand dabei bleiben, damit es nicht gestohlen wird; ich selbst kann den Schlaf nicht entbehren, weil ich in aller Frühe wieder an die Arbeit muß. Willst Du es nicht thun?"

Das Bleichen während der Nacht war ganz nach seinem Geschmacke; denn da konnte er so recht seinen Gedanken nachhängen und Luftschlösser bauen. Sie trugen also das Leinen hinaus an den Bach und spannten es in der Nähe des Wassers an Pflöcke. „Nun bleib' hübsch dabei sitzen," sagte sie, „und gieb den Augen die Kost."

„O, ich kann gut wach bleiben," gab er zur Antwort, „und wenn Einer es mit Gewalt nehmen wollte, so sollte er schon meine Fäuste kennen lernen. Geh nur unbesorgt zu Bette."

Als die Mutter fort war, begab sich Rochus in die Strohhütte, welche für die Bleicher an dieser Stelle errichtet war, rückte sich einen Klotz zurecht und begann den Bau seiner Luftschlösser. „Unser Spitzkirchen," murmelte er, „ist ein ganz erbärmliches Nest. Die Häuser sind nicht viel besser, wie Hütten und die Bewohner müssen die ganze Woche arbeiten, daß sie Schwielen in die Hände bekommen. Wie schön ist es dagegen in der Stadt, wo die prächtigen Häuser in Reih und Glied stehen und von Unten bis Oben mit hohen Fenstern geziert sind. Die Leute sind prächtig gekleidet, gehen den ganzen Tag spazieren und essen und trinken an den Werktagen besser, wie wir auf Kirmeß. Wer nur da hinein könnte und auch so ein schönes Haus hätte!"

Wie er das anstellen sollte, das wußte er allerdings nicht, aber er hielt es durchaus nicht für unmöglich, daß ihm auch noch einmal ein solches Glück blühe, wie dem Kemperfranz. Dieser, so hatte ihm

sein seliger Vater mehr als hundertmal erzählt, war ein gewöhnlicher Ackerknecht in Spitzkirchen gewesen, und jetzt hatte er hundert Wagen und weiß Gott wie viel Pferde. Anfangs war er zu einem vornehmen Herrn als Kutscher in die Stadt gekommen, dann hatte er sich von seinen Ersparnissen einen alten Wagen angeschafft und die Leute für ein Stück Geld von einer Straße zur andern gefahren. Aus dem einen Wagen waren zwei geworden und so fort, bis er jetzt das gesammte Fuhrwerk besaß und seine Möbel- und Frachtwagen durch den ganzen Staat, ja vom Rhein bis zur Donau schickte. Sein Vater hatte auch gesagt: „Er selbst rührt keine Peitsche an, sondern nimmt nur das viele Geld ein und kauft mit demselben so viele Häuser und Grundstücke, daß er sie selbst nicht mehr alle keunt."

Das Letztere gefiel ihm über alle Maßen und er überlegte hin und her, wie er wohl dem Beispiele des Kemperfranz folgen und auch so ein reicher Herr werden könne. Eines stand ihm dabei gewaltig im Wege. Sein Vater hatte nämlich auch gesagt: „Der Kemperfranz war in der Schule immer der Erste, und wenn er studirt hätte, so wäre sicher ein Professor aus ihm geworden. Wenn er aber ein Pferd sah, dann hatte er für nichts Anderes mehr Gedanken." Die Vorliebe für die Pferde hatte Rochus allerdings mit dem Kemperfranz gemein, aber aus der Schule war er ziemlich unwissend entlasseu worden, und man hatte ihm immer gesagt: „Wer in der Welt vorwärts kommen will, der muß etwas Tüchtiges gelernt haben."

Nun war der Rochus durchaus nicht so dumm, wie er aussah, er hatte im Gegentheile ganz außergewöhnliche Anlagen. Man hatte sie durch die verkehrte Behandlung immer niedergehalten, aber es war vorauszusehen, daß er sich sehr schnell emporhob, wenn die Verhältnisse günstiger wurden. Während er sein armes Gehirn abmarterte und zwischendurch immer schöne Pferde vor seinen Augen umherlaufen sah, wurde

es immer dunkler, so daß er zuletzt das Linnen gar nicht mehr sehen konnte. Seine Träumereien hörten darum nicht auf; ja er gab sich ihnen noch ungestörter hin, denn er dachte, wenn er das Linnen nicht mehr sehen könnte, so wären auch die Spitzbuben nicht dazu im Stande.

Später ging der Mond auf; da kam der Barthel des Weges und sah das Linnen auf der Bleiche. „Tausend," flüsterte er, „das ist ein Fang. Damit kann ich gleich ein Paar Kälber baar bezahlen, und mein Credit wächst." Schon wollte er sich bücken und die Pflöcke lösen; da aber fiel ihm ein, es könne vielleicht eine Wache in der Strohhütte sein. Pfeifend, wie ein Mensch, der gar nichts Böses im Sinne hat, begab er sich dahin und traf den Rochus.

„Du hier?" fragte dieser; „bist Du schon vom Handel zurück?"

„Zurück und auch nicht zurück," gab er zur Antwort; „Dir will ich's wohl sagen, sonst darf es aber Niemand wissen, weder heute noch morgen, überhaupt niemals."

Da wurde Rochus außerordentlich neugierig und drängte ihn, ihm die Ursache mitzutheilen.

Barthel sträubte sich noch ein wenig, dann machte er folgende wichtige Enthüllung: „Die Wirthsfrau drüben an der Kirche hat mir neulich in's Gesicht gesagt, ich verkaufe Fleisch von crepirtem Vieh. Dafür will ich mich rächen, aber sie soll nicht wissen, von wem es herkommt. Hörst Du, Du mußt mir fest versprechen, Niemanden zu sagen, daß ich in dieser Nacht hier gewesen bin."

„Nun, ich verspreche es Dir ganz fest, aber wie willst Du Dich denn rächen?"

„Ich habe eine große Schachtel voll Maikäfer in der Tasche," gab er zur Antwort; „diese lasse ich, einen nach dem andern, durch eine Ritze am Schlafzimmerfenster hinein. Ich weiß, daß sie sich gauz entsetzlich vor Maikäfern fürchtet und freue mich schon im Voraus auf den Spaß, wie sie schreit und lamentitr."

Rochus klatschte in die Hände und rief: „Das ist ein ganz köstlicher Spaß. Warte, morgen früh stelle ich mich absichtlich an ihr Haus und frage, wie ihr die Maikäfer gefallen haben."

„Das lasse nur bleiben, mein Freund; denn sie würde Dich als den Thäter ansehen und Dir einen Proceß anhängen. Weißt Du auch, daß man für solche nächtliche Ruhestörungen mit schwerem Gefängnisse bestraft wird?"

„Dann werde ich's wohl bleiben lassen," gab er zur Antwort; „aber es ist doch schade, daß ich mich nicht an ihrer Verlegenheit weiden kann."

„Bei Leibe nicht, mein Junge; Du darfst es gar nicht wissen und gewiß Niemanden sagen, daß ich bei Dir gewesen bin." „Tausend, es ist ganz empfindlich kalt," fuhr er nach einer Weile fort; „wenn Du die ganze Nacht hier sitzen bleibst, dann bist Du morgen früh so steif, wie ein Brett. Es ist gut, daß ich einen wärmenden Trunk bei mir habe. Da schluck' einmal."

Rochus nahm die ihm dargebotene Branntweinflasche, that einen herzhaften Zug aus derselben, schmatzte mit den Lippen, strich sich mit der Hand über die Brust und sagte: „Wahrhaftig, Barthel, das thut Einem wohl, und geht wie Feuer hinunter."

„Ja, ich kenne mich auf den Branntwein, mein Junge, und kaufe gewiß nichts Schlechtes. Trink nur, so lange es Dir schmeckt. Ich kann mir morgen neuen kaufen."

„Wenn ich das auch könnte!" sagte Rochus mit einem Seufzer; „aber meine Mutter gibt mir Nichts."

„Es wird wieder dunkel," sagte Barthel nach einer Weile, „und ich will fort, sonst geht die günstigste Zeit vorüber. Halt' nur die Augen offen und laß Dir das Tuch nicht mausen. Der Scheerenschleifer Laurenz von Burgheim logirt im Dorfe und er nimmt morgen früh wahrscheinlich seinen Weg hier vorbei. Wenn er das Tuch da liegen und keine Wache dabei sieht, dann kannst Du sicher sein, daß er es mitnimmt."

„Sorge nur nicht," antwortete Rochus. „Es soll mir kein Floh vorüberhüpfen, ohne daß ich ihn sehe."

Barthel drückte ihm die Hand und ging. Er trat geflissentlich hart auf nnd hustete in der Ferne noch einmal, damit Barthel hören konnte, daß er wirklich fort war; aber jetzt zog er die Stiefel aus und kehrte auf dem kürzesten Wege zurück. Auf der Wiese angekommen, kroch er auf Händen und Füßen bis zu dem Linnen, löste es von den Pflöcken, wickelte es zusammen und machte sich leise aus dem Staube. Dem angetrunkenen Wächter waren bereits die Augen zugefallen; er hätte ihn aber der Dunkelheit wegen auch im nüchternen Zustande nicht sehen können.

Rochus nickte und nickte, bis er endlich von dem Klotze auf den Boden der Hütte fiel. „Tausend," sagte er, „ich hätte den Schnaps nicht trinken sollen; aber ich will mich mit dem Gesichte gegen das Tuch wenden."

Das that er auch, aber was half das Hinwenden, wenn ihm die Augen zufielen? Keine zehn Minuten vergingen, so schlief er wieder. Die erste Hälfte seiner Träume beschäftigte sich mit seiner goldenen Zukunft, die zweite mit dem Tuchdiebstahl. Wahrscheinlich hatte er ein dunkles Bewußtsein von der Gefahr, in welche die Leinwand durch seinen Schlaf gebracht wurde, denn er wälzte sich unruhig hin und her und stöhnte. Jetzt spiegelte ihm der Traum vor, als sehe er den Scheerenschleifer Laurenz vom Wirthshause herab auf die Bleiche zukommen. Er sah den Mann wie er leibte und lebte. Die Kamaschen, die Kniehosen, die lange Schürze, der Cylinderhut mit dem Schleifchen, die über die Schultern hängenden Tragriemen, Alles das war so vollständig, daß auch nicht ein Tütelchen fehlte. Ebenso deutlich sah er den Schiebkarren mit dem gesammten Zubehör. Laurenz hatte sich an den Karren gespannt und kam langsam den Weg hinab. Jetzt hatte er die Leinwand erreicht. Spähenden Blickes ließ er seine Augen umherwandern und da er Niemanden bei der Leinwand bemerkte, so bückte er sich, raffte die beiden Stücke zusammen, legte sie auf seinen Schleifkarren und machte

sich in Eile von dannen. Rochus lief (so träumte er nämlich) hinter ihm her, aber je mehr er sich beeilte, desto schneller ging das Rad an dem Schiebkarren; zuletzt flog das Gefähr wie der Wind dahin und der Scheerenschleifer berührte mit seinen Füßen kaum den Boden, sondern schien in der Luft zu schweben. Rochus konnte nicht mehr; er stürzte mit einem Seufzer zusammen.

Mittlerweile war es Morgen geworden und Sanna erhob sich rasch vom Bette, um noch einmal nach ihrem Linnen zu sehen, ehe sie zur Arbeit ging. Sie hatte aber noch nicht manchen Schritt vor die Thür gemacht, so blieb sie stehen und rieb sich die Stirne, denn sie sah weder von der Leinwand, noch von Rochus etwas.

„Ob er das Tuch in die Hütte genommen hat?“ dachte sie. „Aber warum? Es soll doch bleichen und nicht in der Hütte liegen, sonst hätte es auch daheim bleiben können.“

Die Sache war ihr überhaupt nicht geheuer. Sie lief deßhalb, was sie laufen konnte und hatte die Strohhütte bald erreicht. Dort sah sie zu ihrem Schrecken den Rochus in festem Schlafe liegen, aber nirgendwo das Tuch. Sie ergriff seinen Arm, rüttelte ihn und rief: „Wo ist das Tuch?“

Als Rochus sich ernüchterte und die Mutter vor sich stehen sah, fuhr es ihm wie ein jäher, zuckender Blitz in die Glieder und seine Augen wendeten sich nach dem Bache. Als er die Stelle leer fand, schrie er: „Das hat der Scheerenschleifer Lanrenz aus Burgheim gethan, und kein Anderer.“

Sanna stand wie gelähmt; hatte ihr vorher die Möglichkeit noch offen gestanden, daß ihr Sohn das Tuch irgendwo versteckt habe, so war jetzt der Verlust sicher. Sie konnte im ersten Augenblicke nach dieser furchtbaren Entdeckung kein Wort hervorbringen; aber der ungeheure Schaden stand ihr vor den Augen. Das Geld für den Flachs, die Arbeit eines ganzen Winters war verloren, und was sie zu kaufen beabsichtigt hatte, das mußte nun unterbleiben.

„Gott, mein Gott," sprach sie mit gepreßtem Herzen, „nun bin ich noch viel ärmer, als ich gewesen, und ich weiß nicht mehr durchzukommen."

Während sie sich ihren heftigen Gemüthsbewegungen überließ, dachte Rochus nach, was er zu Worte machen könnte, um weniger schuldig zu erscheinen. Der Branntwein fiel ihm ein; auf den wollte er die Schuld schieben; aber das durfte er nicht, denn, wenn er von dem Branntwein sprach, dann mußte er auch von Barthel sprechen, und dem hatte er doch festes Stillschweigen gelobt. Hundert Dinge fielen ihm ein, selbst die Maikäfer, aber was konnten sie ihm helfen? Nichts.

Sanna fand endlich Worte und rief: „Wann wirst Du endlich einmal die Kinderschuhe ausziehen und ein nachdenkender Mensch werden? Ich glaube niemals. Du hattest mir so fest versprochen, wach zu bleiben, aber Du hast Dein Wort nicht gehalten, sondern uns ganz arm gemacht. Weißt Du, wer das Tuch genommen hat?"

„Ich glaube der Laurenz! gab er zur Antwort.

„Hast Du ihn gesehen?"

„Ich glaube wohl."

„Du glaubst es, und bist ihm nicht nachgelaufen, hast ihm den Raub nicht wieder abgejagt?"

„Ich bin ihm nachgelaufen, bis mir die Zunge vor dem Munde hing, aber ich konnte ihn nicht einholen; denn er war zu geschwinde."

„Also Du hast ihn wirklich gesehen und erkannt, und bist nicht in's Dorf gelaufen, um Hülfe zu holen? Wie ist es denn möglich, daß Einer so dumm sein kann?"

Nun besann sich Rochus, daß er nur geträumt habe, aber nichtsdestoweniger hielt er den Scheerenschleifer für den Dieb. Sanna lief zu dem Wirthshause und fragte, ob Laurenz in der vergangenen Nacht dort geschlafen?"

„Nein," gab der Wirth zur Antwort, „ich habe ihn in den letzten acht Tagen gar nicht gesehen."

Sanna hielt es nun noch für möglich, daß ein Nachbar sich einen Scherz gemacht habe, um den Rochus für

seine Nachlässigkeit zu strafen. Sie lief deßhalb von Haus zu Haus und fragte nach ihrer Leinwand. Niemand wußte von ihrem Verbleib, aber die Wirthsfrau sagte: „Wenn ich an Eurer Stelle wäre, so spürte ich dem Barthel einmal nach; ich glaube, er ist der Einzige im Dorfe, welcher die Finger nicht bei sich behalten kann.“

„Der kann's nicht gewesen sein,“ antwortete Sanna, „denn ich habe selbst gesehen, wie er gestern Morgen aus dem Dorfe gegangen ist, und er kommt ja auch niemals vor Donnerstag oder Freitag zurück.“

Um aber Nichts zu versäumen, ging sie doch zu dem Hause, wo er zu schlafen pflegte. „Der ist gestern Morgen schon fortgegangen,“ bekam sie zur Antwort, „und er ist in der Nacht nicht zurückgekommen.“

Sie wußte selbst, daß es so war, aber sie hörte nicht auf, nachzuforschen, bis sie im letzten Hause von Spitzkirchen gewesen war. Von da begab sie sich auf den Weg zum Bürgermeister und brachte den Diebstahl zur Anzeige. Der Bürgermeister ließ im Geheimen sowohl den Scheerenschleifer, als auch den Metzger beobachten, aber es wurde keine Leinwand und auch sonst nichts Verdächtiges bei ihnen gefunden.

Rochus wurde die Kreuz und die Quere gefragt, aber er blieb bei seiner Aussage, daß ihn in jener Nacht der Schlaf überwältigt und daß er nicht wisse, wer der Dieb sei, daß er aber Verdacht auf den Laurenz gehabt habe. Warum, das wußte er eigentlich selbst nicht anzugeben. „Die Leute trauen dem Scheerenschleifer nicht,“ sagte er. Seine Mutter gab sich alle erdenkliche Mühe, Etwas aus ihm herauszubringen, aber es half Nichts. Wenn sie gewußt hätte, daß Barthel in jener Nacht auf der Bleiche gewesen, dann hätte sie auch den Dieb gekannt; aber Rochus hütete sich wohl, ein Wort davon zu sprechen! Ihm selbst war schon ein paarmal der Gedanke gekommen, aber er hatte ihn niedergedrückt, denn es widerstrebte ihm, von dem Barthel etwas Böses zu denken. Und wenn er es wirklich gethan hatte, so durfte er erst recht nicht sprechen, weil

ihm die Mutter den Umgang so strenge verboten hatte.

Ueber dem Diebstahle waltete noch immer tiefes Dunkel. Da geschah es, daß der Scheerenschleifer Laurenz in's Dorf kam und von Haus zu Haus ging, um den Leuten die Messer und Scheeren zu schleifen. Sanna's Blut gerieth in Wallung, als sie den einförmigen Ruf: „Scheeren-schlipp, schlipp" hörte, und als er nun gar auch vor ihre Hausthüre rückte und den Ruf wiederholte, da stürzte sie, aller Klugheit vergessend, herbei, lehnte sich mit dem einen Arme auf die untere Hälfte der Thüre, streckte den andern gegen den Scheerenschleifer aus und rief: „Du hast mir die Leinwand gestohlen. Gieb sie heraus!"

Laurenz betheuerte bei Allem, was ihm heilig war, daß er die Leinwand nicht gesehen und daß er auch nicht wisse, wer sie habe. Sanna aber war nun einmal im Zorne und ließ nicht nach, ihn einen Dieb zu nennen.

Das wurmte den Scheerenschleifer über alle Maaßen und endlich ging ihm die Geduld aus. „Sanen," sagte er, „weil die Scheerenschleifer von Ort zu Ort ziehen und wegen ihrer Armuth in Scheunen und Ställen schlafen müssen, deßhalb hält man sie für unehrliche Leute, und es ist allerdings möglich, daß es eben so wohl unter den Scheerenschleifern Spitzbuben giebt, als unter den Bauern; aber ich weiß mich, Gott sei Dank! rein. Durch Euere Anschuldigungen gerathe ich indessen in einen übeln Ruf, deßhalb werde ich jetzt zum Bürgermeister gehen und Euch anzeigen."

Er machte aus seiner Drohung wirklich Ernst, schob seinen Karren bis vor die Thüre des Bürgermeisteramtes und trat in die Schreibstube.

„Was bringen Sie?" fragte der Bürgermeister.

„Herr Bürgermeister," hob der beleidigte Mann an, „seit einiger Zeit kommt man mir überall mit Mißtrauen entgegen, und ich habe hier und dort munkeln hören, daß man mich für einen Dieb hält. Heute



Herchenbach, der Mörder.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

Morgen hat es die Sanna öffentlich ausgesprochen und mich beschuldigt, ihre Leinwand gestohlen zu haben. Das kann ich so nicht auf mir sitzen lassen, sondern muß fordern, daß die Sanna bestraft wird."

Der Bürgermeister wollte zum Guten rathen. „Lieber Mann," sagte er, „die Sanna ist eine arme Frau, welche ihr Brod sehr sauer verdienen muß. Der Verlust des Tuches ist deßhalb sehr hart für sie und da ist es leicht erklärlich, daß sie der Zorn übernommen."

„Herr Bürgermeister," antwortete der Laurenz, „ich bin ebenfalls ein armer Mann und muß mein Brod von Haus zu Haus verdienen; wenn ich aber im Rufe eines Spitzbuben stehe, so vertraut mir kein Mensch eine Scheere an; die Leute geben mir dann keine Arbeit mehr und ich habe kein Brod! Wenn die Verdächtigung nicht schon so weit herumgekommen wäre, dann wollte ich am Ende noch ein Auge zudrücken, aber das geht jetzt nicht mehr. Ich verlange, daß die Sanna bestraft wird."

Der Bürgermeister mußte nun natürlich ein Protokoll aufnehmen und die Sache anhängig machen. Nachdem der Scheerenschleifer das Amt verlassen hatte, ließ er die Sanna kommen und hielt ihn vor, wie thöricht sie gehandelt und daß sie dem Laurenz öffentlich seine Ehre gekränkt.

„Es ist wahr, Herr Bürgermeister," gab sie zur Antwort, „ich habe ihn einen Spitzbuben genannt, aber ich konnte mir nicht anders helfen; denn der Zorn übernahm mich, und wer anders sollte denn auch der Dieb gewesen sein?"

„Liebe Frau," entgegnete der Bürgermeister, „mit solchen Anschuldigungen muß man sehr vorsichtig sein; denn sie müssen bewiesen werden, und wenn das nicht geschehen kann, so wird der Verleumder bestraft. Einen Beweis können Sie nicht bringen. Sie haben nur eine Vermuthung; dagegen kann der Laurenz dar-

thun, daß er in der Nacht des Diebstahls gar nicht in dieser Gegend gewesen."

Was konnte Sanna darauf entgegnen? „Einer muß es doch gethan haben," sagte sie, „und wenn ich dem Laurenz auch Nichts beweisen kann, so halte ich ihn doch für den Schuldigen."

Sie mußte nun noch einmal Alles erzählen, was sie wußte, und auch Rochus wurde vorgeladen. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirne, als er in die Verhörstube trat, denn er fürchtete, der wahre Sachverhalt möge zum Vorschein kommen und er dann als Lügner, vielleicht sogar als Diebeshelfer dastehen. Also verschwieg er auch diesmal wieder die Anwesenheit des Barthel und sagte, er habe so lebhaft von dem Scheerenschleifer geträumt, daß er diesen für den Dieb gehalten.

Die Klage ging nun an's Gericht und Sanna erhielt eine Vorladung, an einem bestimmten Tage vor demselben zu erscheinen. Sie war eben mit dem Flicken von Rochus Hemden beschäftigt, als der Gerichtsvollzieher die Vorladung brachte; sie glaubte in den Boden zu sinken, denn in Spitzkirchen galt es für eine große Schande, wenn Einem der Gerichtsvollzieher über die Schwelle kam, und nun gar noch in einer solchen Sache, wo sie als Verleumderin angeklagt war!

„Muß ich denn wirklich kommen und vor all' den Leuten als eine schlechte Person dastehen."

„Ei freilich, Sie müssen kommen," entgegnete der Gerichtsvollzieher. „Wer nicht da ist, um sich zu vertheidigen, der bekennt sich von selbst schuldig und dann fällt natürlich die Strafe noch härter aus."

Rochus, welcher bei der Unterredung zugegen war, machte sich aus dem Staube, denn es war ihm bei der Sache, die er selbst angezettelt hatte, nicht wohl zu Muthe. Da der Barttel gerade im Dorfe anwesend war, so lief er zu diesem hinüber und klagte ihm seine Noth. „Soll ich nicht lieber noch die Wahrheit sagen?" fragte er. „Wenn es herauskäme, so stünde ich als ein rechter Lügner da."

„Welch' ein Einfall!" antwortete Barthel. „Wenn Du ein Wort davon sprichst, daß ich in jener Nacht bei Dir gewesen, so wird man sagen, Du habest im ersten Verhör ein falsches Zeugniß abgelegt, und was meinst Du wohl, was darauf steht? Zuchthaus bis zu fünf Jahren."

Das Wort „Zuchthaus" hat in der ganzen Welt einen schlimmen Klang, und in Spitzkirchen klang es noch fürchterlicher, als in der Stadt. Rochus nahm sich also fest vor, bei seiner ersten Aussage zu bleiben und weder sich, noch den Barthel zu verrathen.

Die arme Sanna kam sich wie eine große Verbrecherin vor; mit starren Augen schaute sie auf die Vorladung, welche der Gerichtsvollzieher gebracht hatte. Sie hätte wohl entfliehen mögen, aber es war große Strafe darauf gesetzt. Jedes Wort in der Vorladung klang überdies so herbe, daß ihr jeder Buchstabe wie ein schnauzbärtiger Gensd'arm mit einem großen Säbel vorkam. Nein, fliehen durfte sie nicht, denn dann machte sie sich erst recht verdächtig, und man setzte ihr gewiß nach.

Nun kam noch die Schande dazu. Die Nachbarn hatten gewiß gesehen, daß der Gerichtsvollzieher in ihr Haus gegangen war. Wie stand sie nun da und welch' ein großes Feld von Vermuthungen öffnete sich denselben! Was sollte sie sagen, wenn eine von den Nachbarinnen kam und neugierige Fragen stellte? Es lief ihr bei diesem Gedanken brühwarm über den Rücken und sie hätte sich am liebsten in's Bett gelegt, um nur nicht Rede und Antwort stehen zu müssen; aber es gab im Hause und im Garten noch so Manches zu thun; sie durfte die Hände nicht in den Schooß legen. Um aber doch einigermaßen gesichert zu sein, schloß sie die Thüre zu und lauerte eine Weile verstohlen durch's Fenster, ob sich Niemand dem Häuschen nähere. Da sie keinen Menschen sah, so ging sie in den Garten, hockte sich an der Hecke, wo sie Niemand sehen konnte, recht tief auf den Boden und begann, das Unkraut auszuraufen. Die Arbeit ging

aber schlecht von der Hand, denn die Vorladung lag ihr unaufhörlich im Kopfe und sie hielt jeden Augenblick inne und malte sich vor, was nun kommen und wie sich ihre Zukunft gestalten werde.

Nach einiger Zeit hörte sie an der Hausthüre klopfen; das Herz zitterte ihr dabei und sie wagte nicht, zu öffnen; da aber das Klopfen immer lauter ertönte, so schlich sie leise die Treppe hinauf und schaute aus dem Fenster. „Rochus ist es," sagte sie erleichtert. „Ich hätte mich also nicht so zu ängstigen brauchen."

Sie stieg wieder die Treppe hinab, öffnete die Thüre und schloß sie wieder gleich hinter ihm zu. „Komm nur rasch herein," sagte sie; „ich mag jetzt nicht von den Leuten gesehen sein. Arbeite Du im Garten, ich will unterdessen hier fortfahren. Sieh Dich aber nicht nach den Leuten um und plaudere nicht mit ihnen; denn sie fragen Dich nur aus, und Du giebst am Ende eine dumme Antwort."

Obschon ihm die Arbeit im Garten zuwider war, so freute er sich doch, daß er nicht der Mutter unter den Augen zu bleiben brauchte, denn bei all seinen Untugenden that es ihm doch weh, daß er durch seine Unaufmerksamkeit der Mutter so großen Kummer bereitet hatte.

Als er sich in die Gartenecke niedergehockt hatte, kam ihm zum ersten Male der Gedanke, der Barthel könne den Diebstahl auch wohl selbst begangen haben; aber nein, er hatte ihn ja weggehen und noch in der Ferne schreiten hören. Und, wie konnte er sich den Barthel, seinen besten Freund, so treulos vorstellen? Wenn noch ein Zweifel vorhanden gewesen, so sorgte der Barthel selbst dafür, daß er schwand, denn er trat jetzt an die Gartenhecke, dupfte dem Rochus auf den Kopf und sagte: „Du, die Wirthsfrau sieht mich wieder mit günstigen Augen an und ich bin froh, daß ich ihr damals die Maikäfer nicht in's Schlafzimmer gelassen habe."

„Hast Du das nicht?" fragte Rochus.

„Nein, mein Junge, ich wollte das Aergerniß doch nicht geben, sondern ging direct oben am Dorfe hinaus und schlief die Nacht eine Stunde von hier im Walde; da habe ich die Maikäfer wieder fliegen lassen.“

Nun war der Barthel doch sicher unschuldig; daran konnte kein Zweifel mehr sein.

II.

Trotz ihrer Zurückgezogenheit konnte Sanna doch das Gespräch der Leute nicht verhüten. „Der Gerichtsvollzieher ist bei ihr gewesen,“ sagten sie, „und er hat ihr ein großes Papier gebracht, worauf Alles steht. Es kann ihr recht schlimm gehen, denn es ist keine Kleinigkeit, einem ehrlichen Manne seinen guten Namen zu nehmen.

Diejenigen, welche also sprachen, waren auch gerade Diejenigen, welche sie oft genug vor dem Scheerenschleifer gewarnt hatten; jetzt aber nahmen sie den Mund recht voll und sagten allerlei, was sie nicht verantworten konnten. Es fehlte sogar nicht an Leuten, welche meinten, der Rochus werde die Leinwand wohl gestohlen und das Geld verjubelt haben.

Als sie sah, daß sie doch in aller Leute Munde war, da hatte das Absperren keinen Nutzen mehr, und sie ging wieder auf die Arbeit, um den Tagelohn nicht zu verlieren. Nun wollte Jeder wissen, wie Alles zusammenhing, und sie mußte die eine Sache wohl zehnmal erzählen. Sie that es mit blutendem Herzen, aber die Bauern fragten immer von Neuem und hatten gar kein Mitleid. Der Eine rieth ihr Dieses, der Andere Jenes, aber es war doch Niemand da, der rechtes Mitleiden mit ihr hatte.

Abends, wenn sie von der schweren Arbeit nach

Hause kam, ging sie in ihr Kämmerlein, setzte sich auf die Knie und betete inbrünstig zum Herrn, damit er ihr in ihren Nöthen beistehe, und morgens, sobald der Küster die Kirche öffnete, schlüpfte sie hinein und betete abermals.

Endlich war der Tag gekommen, an welchem sie vor dem Gerichte erscheinen sollte. Die Stunde war auf neun Uhr festgesetzt und sie hatte bis zur Stadt einen weiten Weg zu machen. Früh stand sie auf und weckte den Rochus.

„Du sollst mit in die Stadt," sagte sie, „denn ich fürchte mich, allein vor den Herren zu erscheinen, und dann mußt Du ja auch erzählen, daß Du mich zuerst auf den Gedanken an den Scheerenschleifer gebracht hast."

Rochus kratzte sich am Kopfe, und er hätte seinen neuen dreispitzigen Hut darum gegeben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, zu Hause zu bleiben. Indessen, was war zu machen? Er mußte sich entweder seiner Mutter widersetzen oder mitgehen. Zum Letzteren entschloß er sich endlich und machte sich mit seinen Sonntagskleidern so staats als möglich.

Die Mutter schnitt ein tüchtiges Stück Brod ab, beschmierte es mit Butter und schob es dem Rochus in die Tasche; dann nahm sie auch ein kleines Stück für sich selbst, indem sie sagte: „Geld hab' ich nicht und im Wirthshause können wir nicht zehren."

Eigentlich hatte sich Rochus gerade auf das Wirthshaus gefreut, denn Barthel hatte ihm gesagt, welch' leckere Bissen man daselbst haben könne. „Muß ich denn wirklich mit?" fragte er. „Ei, das versteht sich von selbst," gab sie zur Antwort, „und was hindert Dich auch daran? Hier würdest Du ja doch Nichts thun."

Sie verließen also das Häuschen; Sanna schloß die Thüre zu und steckte den Schlüssel in die Tasche. Die Bauern sind in der ganzen Welt gleich; obschon sie wußten, daß Sanna zum Gericht ging, konnten sie es doch nicht unterlassen, vor die Thüre zu kommen,

ihr mit zweideutigem Tone „guten Morgen“ zu sagen und zu fragen: „Wo soll denn die Reise hin?“

Sie gab zur Antwort: „Ihr wißt es ja! Was braucht Ihr zu fragen?“ Vor dem Dorfe aber begann sie bitterlich zu weinen und es kam ihr noch einmal der Gedanke, sich aus dem Staube zu machen; als sie aber einen Blick auf ihren hülflosen Jungen warf, da hielt sie es doch für sündhaft, ihn allein zu lassen. „Er würde verhungern,“ dachte sie; „ich bin seine Mutter und muß bei ihm aushalten.“

Also wanderten sie weiter und durchschritten einen ausgedehnten Wald. Der Boden war sammtweich und es ließ sich sehr gut auf demselben gehen; auch war der Schatten so angenehm und kühlend, daß sie nicht viel von Müdigkeit spürten. Aber nun mußten sie den Wald verlassen und gelangten in eine weitgedehnte Wiese, durch welche ein krystallheller Strom in breiten Windungen floß. Die Sonne glitzerte auf dem Wasserspiegel und schoß so brennend auf das Gras nieder, daß Rochus ordentlich fühlte, wie ihm die Adern ausgedörrt wurden. Schon jetzt verspürte er einen gewaltigen Hunger und dachte mit Schrecken daran, daß sein Butterbrod den ganzen Tag langen sollte. Hinter der Mutter herschreitend machte er es wie die kleinen Kinder; ein Bröslein nach dem andern brach er los und verspeiste es, sich mit dem Gedanken tröstend, daß es doch nur ein ganz Weniges sei, was er losbröckle. Sanna war viel zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, um auf ihn Acht geben zu können. Immer weiter ging es, bald an einer hohen Burg vorbei, bald hier, bald dort über einen Steg gehend, bis sich endlich in weiter Ferne die Thürme der Stadt Mainz zeigten.

Sanna blieb stehen und stieß einen Seufzer aus. Rochus aber stopfte das letzte Bröcklein von seinem Butterbrode in den Mund und kaute es recht langsam und bedächtig, um auch den gehörigen Genuß davon zu haben. Die Stadt war endlich erreicht. Durch das lange gewölbte Festungsthor schritten sie hinein

und befanden sich bald auf einer breiten Straße, wo es von Menschen, Karren und Wagen wimmelte. Sanna schaute still vor sich, denn sie meinte, alle die Menschen sähen sie an und Jeder wüßte, daß sie an's Gericht geladen sei. Rochus aber sperrte den Mund bis an die Ohren auf und starrte die Häuser und die Läden an, so daß er alle Augenblicke einen Tritt auf die Füße oder einen Stoß mit einem Ellenbogen bekam.

In der dritten Straße, welche sie passirten, zupfte er seiner Mutter am Rocke und fragte: „Wo wohnt denn eigentlich der Kemperfranz?"

Sanna sah ihn verwundert und zugleich verdrießlich an, denn sie meinte, er müsse eben so niedergeschlagen sein, als sie, und könne an nichts Anderes, als an den Proceß denken. Als er zum zweiten Male fragte, gab sie zur Antwort: „Ich weiß es nicht, und es steht mir auch der Kopf nicht darnach. Gieb Acht, gleich kommen wir an's Gerichtsgebäude."

Als sie wieder um eine Ecke bogen, lag es vor ihnen. Es war ein gewaltiges Bauwerk und wurde nur zum kleinsten Theile vom Gerichte benutzt; der größte Theil war für die Gefangenen bestimmt, wie man an den vergitterten Fenstern und den Schildwachen sehen konnte. Vor dem großen, noch geschlossenen Thore des Gerichtsgebäudes drängten sich eine Menge Menschen, welche des Oeffnens harrten. Sanna drückte sich verlegen in eine Ecke und suchte den Blicken der Gaffer auszuweichen. Nachdem sie eine Zeit lang da gestanden hatte, öffnete sich das Thor und die Menschen ergossen sich wie ein Strom hinein. Sanna und Rochus gingen ihnen nach, wußten aber nicht, zu welcher Thüre sie nun hineingehen sollten. Glücklicher Weise kam gerade der Gerichtsvollzieher, der ihnen die Vorladung gebracht hatte; er führte sie in einen Saal und hieß sie mitkommen. Unten standen die Menschen in Haufen zusammen und preßten sich gegen das Geländer, oben aber war der Raum noch leer. Dorthin führte sie der Gerichtsvollzieher und zeigte ihnen ein Bänklein, auf dem sie sich

niederlassen sollten. Es saßen auch schon Leute dort, aber die hatten ein gar abschreckendes Aeußere und ihre Gesichter zeugten von Unthaten und Lastern, so daß Sanna von ihnen wegrückte. Einmal schaute sie in den Zuschauerraum hinab; aber sie wandte erröthend den Kopf wieder weg, denn sie meinte, alle die vielen Augen seien auf sie gerichtet. Sie hatte von jetzt ab nicht mehr den Muth, den Kopf zu erheben, sondern schaute mit hochrothem Gesichte in den Schooß.

Rochus aber ließ seine Augen überall umherspazieren und gewahrte in der Menge auch den Barthel. Darüber verwunderte er sich sehr, denn er hatte Nichts davon gesagt, daß er auch zur Stadt kommen wolle.

Das war wahr, und der Barthel hatte es auch anfangs nicht im Sinne gehabt; aber am verflossenen Abend hatte er überlegt, daß es so doch besser sei. Wenn sich Rochus zu einer unüberlegten Aussage verleiten ließ, dann wußte er gleich, woran er war und konnte bei Zeiten das Weite suchen. Im Uebrigen hatte er schon dafür gesorgt, daß Rochus seine Anwesenheit gewahr wurde und sich bei seinen Aussagen in Acht nahm. Jetzt öffnete sich am obern Ende des Saales eine Thüre und die Richter in ihrer schwarzen Kleidung traten ein und nahmen an einem ebenfalls schwarz behangenen Tische Platz. Das Gemurmel des Publicums verstummte, Alles schaute nach dem schwarzen Tische hin. Da erhob sich der Gerichtsvollzieher, las die Namen der Angeklagten ab und fragte, ob sie alle da seien. Sanna's Namen wurde zuletzt genannt. Sie schnappte ordentlich zusammen, als sie denselben hörte, er schallte ihr von allen Enden des Saales entgegen und drang wie hallender Donner in ihre Ohren. Sie wagte nicht, den Blick zu erheben, sondern schaute, über und über roth wie Blut, noch tiefer in ihren Schooß.

Die Verhandlungen begannen zuerst mit einem Diebe. Da machte Barthel dem Rochus Zeichen, einmal zu ihm zu kommen. Er schlich auf den Zehen zu der Barriere und fragte nach seinem Begehren.

„Deine Mutter kommt noch in zwei Stunden nicht

daran," flüsterte dieser. „Komm nur heraus, wir wollen in der Zeit einen Schnaps trinken."

„Ja, das möchte ich schon," sagte Rochus, „aber ich habe kein Geld."

„Geld hab' ich, komm nur heraus; ich bezahle die Zeche." Ein so lockendes Anerbieten mochte Rochus nicht von der Hand weisen; er folgte also seinem Freunde in die Stadt. In einer Branntweinschenke, wo sich eine Menge Gäste befanden, kehrten sie ein. Barthel ließ sogleich ein paar Klare und zwei warme Würstchen mit Brod kommen. Dem Rochus lief schon beim Anblick das Wasser im Munde zusammen und er kaute auf beiden Backen so emsig, daß Barthel lachen mußte.

„Schmeckt's, Junge?" fragte er.

„O köstlich, Barthel, ich habe in meinem Leben keine so leckere Wurst gegessen."

„Das glaube ich schon, es sind auch echte Frankfurter Knackwürste, die man in Spitzkirchen gar nicht kennt. Sollst gleich noch eine Portion haben, damit Du ganz satt wirst."

„Das ist aber ein Leben in der Stadt!" sagte Rochus, „hier ist ja alle Tage Sonntag."

„Freilich, mein Junge, und zwar Tag und Nacht; aber wenn Du meinst, hier wäre es schon was Rechtes, so bist Du im Irrthume. Du solltest einmal in die Weinhäuser und gar in die Gasthöfe kommen, da würdest Du Dir die Augen aussehen."

„Da ist es ja ein rechtes Glück, in der Stadt zu wohnen?" sagte Rochus.

„Ob auch," gab Barthel zur Antwort. „Die Leute haben hier mehr Goldstücke, als die Bauern in Spitzkirchen Pfennige."

Das ging dem Rochus beständig im Kopfe herum und er dachte: „Wenn ich nur ein Mittel wüßte, wie ich in die Stadt käme.

Nachdem sie genug gegessen und getrunken hatten, machten sie einen Spaziergang in die Stadt und Rochus fragte, wo denn eigentlich der Kemperfranz wohne.

„Das will ich Dir zeigen," entgegnete Rochus, „geh nur mit."

Sie gingen durch mehrere Straßen und kamen an einen ungeheuer langen Pferdestall, in dessen Mitte sich ein großes Thor befand, aus dem Herren und Damen zu reiten kamen. Damen hatte Rochus noch nie zu Pferde gesehen, deßhalb blieb er mit offenem Munde stehen und wußte seiner Verwunderung kein Ende. Sie fing aber erst recht an, als sie durch das Thor gingen und nun rechts und links zwei große Reitbahnen vor sich hatten, in welchen das Reiten gelehrt wurde.

„Das ist noch lang Nicht Alles, sagte Barthel, „komm nur mit, so zeige ich Dir anch die Wagen und die Pferde."

Sie wandten sich bei der einen Reitbahn um die Ecke und kamen in einen Hof, wo die schweren Karren und die Möbelwagen standen. Rochus schlug vor Verwunderung die Hände zusammen und konnte gar nicht begreifen, wozu alle diese Fahrzeuge dienten; die Augen blieben ihm aber steif im Kopfe stehen, als ihn Barthel in die Remise führte, wo alle die prächtigen Wagen und Carossen standen, und nun gar in den Pferdestall mit all den feurigen Hengsten und den elephantenartigen Zugpferden."

„Und das Alles gehört dem Kemperfranz?" fragte er.

„Alles, mein Junge;" aber was will das sagen! Der Kamperfranz hat auch Häuser und Kapitalien. Er könnte ganz Spitzkirchen zehnmal kaufen."

„Und soll doch als ein ganz armer Junge aus unserm Dorfe fortgegangen sein! Da könnte man ja auch so reich werden, wenn man in der Stadt wäre."

„Warm nicht, mein Junge?" Wenn man ein wenig Glück hat, so ist's im Handumdrehen fertig. Du bist noch jung und hast die ganze Welt vor Dir. Wenn ich an Deiner Stelle wäre hielten mich keine zehn Pferde in dem alten Nest von Spitzkirchen. Nun aber ist es Zeit, daß wir wieder zum Gerichte zurückkehren."

Auf dem Wege dorthin schärfte ihm Barthel noch einmal ein, daß er ja nicht seinen Namen nennen dürfe, weil es ihm sonst selbst an den Kragen gehen könne.

Rochus versprach es, und sie kamen gerade zur rechten Zeit, denn die Sanna wurde aufgerufen. Sie brach fast zusammen, als sie sich erhob und es schwamm ihr Alles vor den Augen, als sie gefragt wurde, ob sie den Scheerenschleifer einen Dieb genannt habe. Sie konnte es nicht in Abrede stellen, sagte aber, sie sei durch den Rochus darauf gekommen. Nun mußte der Rochus erzählen, was er wußte. Da es nur ein Traum war, so gab man natürlich Nichts darauf, sondern verurtheilte die arme Sanna zu einer schweren Geldbuße und in die Kosten; im Unvermögensfalle aber sollte sie eine Woche im Gefängnisse sitzen. Sie schluchzte laut und wankte halb todt hinweg. Ihr ganzes Vermögen betrug kaum so viel, aber sie wollte lieber keinen Heller behalten, als im Gefängnisse sitzen. Ach, wie viele Thränen vergoß sie, bis sie wieder in Spitzkirchen ankamen! Hier nahm sie den Rochus ernstlich vor und sprach: „Ich muß nun Alles verkaufen und werde kaum noch ein Bett übrig behalten. Wie soll ich Dich also ferner ernähren? Es geht ganz und gar nicht, wenn Du nicht fleißig mitarbeitest. Wo Einer nur essen und sich kleiden kann, da geht es nicht für Zwei. Im Hause thust Du nicht gut, das weiß ich. Du mußt zu fremden Leuten ziehen und einen Dienst im Dorfe suchen."

Rochus hatte bisher wenig Sorge und Ueberlegung gezeigt, aber daß es so nicht weiter ging, das sah er doch ein. Er entgegnete also: „Mutter, im Dorfe bringt man Nichts vor sich; ich will in die Stadt und so reich werden, wie der Kemperfranz."

„Die Stadt ist zu gefährlich für Dich," erwiederte sie, „denn es fehlt Dir an Gottesfurcht, und wer die nicht hat, der geht in der Stadt ganz zu Grunde."

Da ließ er den Kopf hängen und wurde sehr verdrießlich. Das alte Thema spann sich alle Tage von Neuem ab und Rochus wiederholte beständig, daß er in die Stadt wolle. So vergingen einige Wochen, und da der Junge nicht aufhörte, sein altes Lied zu singen, so gab sie am Ende ihre Zustimmung, zugleich bemerkend, daß sie Nichts für ihn thun könne, sondern daß er sich selbst durchschlagen

müsse. Niemand war froher, als er und er hätte dem Barthel gerne sogleich sein Glück überbracht, aber der war draußen auf dem Handel und kam auch in den ersten Tagen nicht zurück. Sanna packte ihm sein Bündel. Es war außerordentlich wenig, aber sie konnte ihm nicht mehr geben.

„Geh mit Gott," sagte sie, und vergiß nicht, daß böse Menschen recht unglücklich sind, auch wenn sie bis an den Hals im Golde sitzen." Sie hatte anfangs vor gehabt, ihn zu begleiten, aber das wurde ihr wieder leid, weil sie glaubte, der Abschied werde ihr doch gar zu schwer werden. Der Rochus aber wanderte seelenvergnügt von dannen, pfiff alle Lieder, welche in seinem Gedächtnisse waren und kam endlich in die Stadt. Dort suchte er gleich die Reitbahnen auf, deren Lage er sich gut gemerkt hatte. Im Eingange stellte er sich hin und sperrte Mund und Nase auf, denn es gab dort allerhand Dinge zu sehen, die ihm gänzlich unbekannt waren. In der Mitte der Bahn hielten ein Dutzend Reiter und Reiterinnen. Ein Mann in einer kurzen Lederhose, hohen Reitstiefeln und einer eng anschließenden Jacke stand mit einer langen Peitsche mitten unter ihnen und hielt eine Anrede mit allerlei Ausdrücken, die er in seinem Leben noch nicht gehört hatte, und die er also auch nicht verstand. Bald löste sich der Knäuel von Menschen und Pferden auseinander und auf das Commando des Mannes mit der Peitsche ritten sie anfangs im Schritte, dann im Trabe und Galopp die Bahn entlang; bald drehten sie sich im Kreise, bald kreuzten sie die Bahn und wechselten die Stellungen. Das ging Alles wie am Schnürchen und Rochus begriff gar nicht, wo die Pferde all den Verstand herhatten. Er sollte aber noch mehr überrascht werden, denn plötzlich rief der Reitmeister Halt. Da standen die Pferde wie aus Eisen gegossen und rührten kein Glied. Nun sprach der Reitmeister sogar französisch, und auch das verstanden die Pferde. Sie führten eine vollständige Quadrille auf, wie die Jünglinge und Jungfrauen zu Spitzkirchen auf der Kirmeß, und schlängelten sich bald hier, bald dort

durch einander, so daß er meinte, sie würden nun ganz sicher durcheinanderkommen und ihre Stelle nicht wieder finden, aber da hatte er sich verrechnet; es wurde kein einziger Fehltritt gemacht. Vor Verwunderung schrie er so laut auf, daß einige der Pferde stutzten. Da sprang ein Stallknecht herbei, rüttelte ihn an der Schulter und sprach: „Was willst Du Lausbube hier? Schon seit einer Stunde stehst Du da und hältst Maulaffen feil. Mach, daß Du weiter kommst."

Rochus fiel nun plötzlich aus seiner Extase heraus. Bittend wandte er sich an den Stallnecht und sagte: „Ich möchte den Kemperfranz sprechen."

„Ei Du Taugenichts," rief der Knecht, „wagst Du es, meinen Herrn auf Bauernmanier zu nennen? Herr Franz Kemper heißt er und nicht Kemperfranz. Wart' ich werd' Dir die Bauerngewohnheiten aus dem langen Rocke klopfen."

Gerade gegenüber auf der Galerie saß ein schwarzgekleideter Herr, welcher den Rochus schon lange betrachtet und seine Freude an seinem Erstaunen gehabt hatte. Bei dem Namen „Kemper-Franz" war es ihm gerade, als ob Palmsonntag in seinem Herzen würde, und er sah das Dorf Spitzkirchen mit all seinen unschuldigen Kindervergnügen vor sich; denn dieser Herr war der Kemperfranz selbst. Ehe Rochus noch die ihm zugedachte Ohrfeige erhalten konnte, erhob er sich und rief: „Beinhauser, laß den Menschen in Frieden und bringe ihn hieher."

Der Beinhauser schrack ein wenig zusammen, denn er hatte nicht vermuthet, daß sein Herr Zeuge des Auftrittes gewesen. „Komm," sagte er mit milderem Tone und ging vor ihm her die Treppe hinauf, die zur Galerie führte.

Der Herr da oben machte ihm ein Zeichen, sich an's Geländer zu stellen, wo er Alles gut sehen könne. Rochus befolgte den Wunsch und placirte sich so, daß ihm Nichts entgehen konnte. Noch verschiedene Male gab er durch einen leisen Aufschrei seine Verwunderung und sein Erstaunen zu erkennen, aber eingedenk der bittern

Erfahrung, die er so eben gemacht hatte, dämpfte er seine Gefühle und schaute sich ein wenig scheu nach dem Herrn um. Der aber machte gar keine Miene, als ob er ihn bei den Ohren nehmen wolle, sondern lächelte ihm freundlich zu. Im Stillen dachte er: „Der Junge hat eine seltene Freude an den Pferden, und ich glaube, obschon er so linkisch drein sieht, würde er sich doch bald im Sattel zurecht finden."

Die Quadrille ging endlich zu Ende und die Reiter und Reiterinnen verließen unter graziösen Complimenten und Reverenzen die Reitbahn. Da rief der Herr den Rochus zu sich und fragte: „Wen suchst Du?"

„Den Kemperfranz," gab Rochus zur Antwort.

„Und was willst Du von ihm?"

„Ich weiß nicht, ob ich Euch das sagen darf," gab er zur Antwort.

„Du darfst es schon," entgegnete der Herr; „ich kann schweigen!" Rochus erzählte ihm nun, daß der Kamperfranz früher in seinem Dorfe gewohnt habe und daß er damals so arm gewesen sei, wie er, und jetzt doch so viele Pferde und Wagen habe. „In unserm Dorfe ist es Nichts," fuhr er fort, „da kann sich Einer bis zum letzten Athemzuge plagen und hat doch nicht mehr, als das liebe Schwarzbrod. Zudem gefällt mir auch die Ackerwirthschaft gar nicht, aber so auf dem Pferde sitzen, das möchte ich schon. Wissen Sie, lieber Herr, meine Mutter hat das Unglück mit dem Scheerenschleifer Laurenz gehabt und muß nun viel Geld bezahlen, deßhalb konnte ich nicht länger bei ihr bleiben. Jetzt gehst du in die Stadt, dachte ich, suchst den Kemperfranz auf, sagst ihm, daß du der Sanna ihr Sohn bist und lernst von ihm ebenso reich zu werden, wie er ist. Nun muß ich aber gehen und suchen den Kemperfranz auf."

„Halt," sagte der Herr, „eh Du gehst, möchte ich noch die Geschichte von dem Scheerenschleifer hören."

Rochus erzählte sie, aber sie wollte ihm diesmal nicht recht über die Lippen, denn der Mann hatte ein so freundliches und liebevolles Aussehen, daß er

sich ordentlich scheute, den Besuch des Barthel zu verschweigen.

Als er geendigt hatte, nahm der Herr das Wort und sprach: „Ich habe Deinen Vater recht gut gekannt und es thut mir leid, daß er todt ist, denn er war ein guter Freund von mir. Du sollst nämlich wissen, daß ich der Kemperfranz selbst bin; auch bin ich wohl geneigt, Dich anzunehmen, aber das Reichwerden geht doch nicht so im Handumdrehen. Ich habe viele, viele Jahre dazu gebraucht und sehr aufpassen müssen, bis ich einen kleinen Anfang machen konnte. Ich habe tüchtig gespart und gedarbt und bin recht oft nicht satt geworden. Wenn Du bei mir bleiben willst, so mußt Du anfangs die niedrigsten Dienste verrichten und wirst kaum so viel verdienen, als Du brauchst. Bist Du aber anstellig, so geht's nachher immer besser, und wenn der Segen Gottes dabei ist, dann kannst Du ebensogut ein reicher Mann werden, wie ich."

„Ich will Alles thun, was Sie befehlen," gab Rochus zur Antwort; „wenn ich nur eben satt werde, dann bin ich schon zufrieden."

„Der Handel ist abgemacht," sagte Herr Kemper; „ich brauche gerade einen solchen Beiläufer. Komm, ich will Dir die Küche zeigen; da kannst Du Dich satt essen und nachher wird Dir der Beinhauser angeben, was Du zu thun hast."

Die Pferde und das Reiten hatten den Rochus allerdings sehr interessirt, aber die Küche gefiel ihm noch besser. Sie strömte ordentlich über von Wohlgerüchen und gab ihm einen rechten Begriff von den Fleischtöpfen Aegyptens. Die dicke Köchin mit dem apfelrunden Gesichte war die Güte und das Wohlwollen selbst. Sie setzte ihm einen Stuhl an den Tisch und stellte ihm vorerst einen Napf voll Suppe vor, der ihm fast vom Tische bis an den Mund reichte und auf dem die Fettaugen wie lauter gelbe Perlen umherschwammen. Rochus wollte nun gleich zugreifen, aber die Köchin sah ihn mit einem finstern Blicke an, nahm ihm den dreieckigen Hut vom Kopfe und fragte sehr spitz: „Bist

Du etwa ein Heide, daß Du Dich ohne Gebet über die Suppe hermachen willst?"

Rochus schämte sich über alle Maaßen, stotterte eine Entschuldigung daher und verrichtete dann sein Gebet, wie er es von der Mutter gelernt hatte. Die Köchin lächelte wieder und sagte: „So lasse ich mir's gefallen; wenn ich Einen essen sehe, ohne daß er zuvor gebetet hat, dann meine ich immer, die Speisen müßten ihm im Magen zu Krebsen werden, die ihn so lange zwickten und zwackten, bis er dem lieben Gott seinen Dank darbrächte. Wie heißt Du denn und wo bist Du her? Hat Dich der Herr zum Knechte angenommen und kannst Du ordentlich fahren und reiten? He! Mir siehst Du gerade so aus, als ob Du einen in den Graben werfen würdest. Aber es lernt sich Alles. Im Anfange habe ich auch das Kochen nicht verstanden, aber jetzt suche ich meine Meisterin. Nicht wahr, die Suppe schmeckt Dir doch gut? Ja, das glaube ich schon. Es sind auch Eier genug darin und was sonst einer guten Suppe dienlich ist. Ich wette, Du hast in Deinem Leben noch keine solche Suppe gegessen. Ja, das glaube ich ebenfalls schon; aber ich weiß auch, daß mir's keine Köchin gleich thut. So, Mann, Du hast es doch bis auf den letzten Tropfen ausgelöffelt. Hätte es kaum gedacht. Na, was soll's? Essen und Trinken muß der Mensch, sonst hält er nicht lange zusammen. Jetzt will ich Dir ein tüchtiges Stück Rindfleisch geben und das Andere kommt nachher."

Das hatte die Köchin Alles in einem Athem gesprochen, ohne eine Antwort oder Bemerkung abzuwarten. Dem Rochus war es so ganz angenehm, denn das Essen ging ihm jetzt über jegliche Unterhaltung. Die Köchin schien übrigens auch gar keine Antwort zu erwarten, denn als sie ihm das Rindfleisch vorlegte, fing sie eine neue Reihe von Redefiguren an, die so lange dauerte, bis sie Braten und Gemüse auftrug. Nun aber machte Rochus große Augen; so viel

Gerichte hatte er nicht erwartet und er fürchtete in allem Ernste, daß er noch aus all' den Kesseln essen müsse, die um den Herd standen. Das war aber eine Sache der puren Unmöglichkeit, denn er wußte schon jetzt nicht recht mehr, wohin mit dem Braten. Als er mit Mühe den Teller leer gegessen hatte, sagte er: „Nun danke ich aber."

„Hast Du denn eigentlich noch mehr erwartet?" fragte die Köchin lachend. „Nein, Mann, mehr hätte ich Dir sicher nicht aufgetischt, denn Du hast wenigstens für sechs Personen gegessen. Nun, nun, nichts für ungut. Sprich das Nachgebet und geh' dann zum Beinhauser. Der nimmt die Ankömmlinge immer zuerst in die Scheere.

Der Beinhauser wartete schon auf ihn und fragte, was er denn eigentlich könne.

„Noch nichts," gab er zur Antwort, „aber ich will schon aufpassen, daß ich etwas lerne.

Das war dem Beinhauser offenbar nicht recht, denn es machte ihm wieder Arbeit, und er meinte, er habe deren schon genug; aber er durfte sich's nicht recht merken lassen, denn der Herr selbst hatte ihm den Rochus anvertraut.

„Wirst wohl in den ersten acht Tagen wieder davon laufen," sagte er; „es geht in der Regel so. Sie wollen alle Geld verdienen, aber nicht arbeiten."

Sie stiegen zusammen eine Leiter hinauf und kamen auf den Futterboden. Hier lagen in abgesonderten Haufen Heu, Stroh und Hafer. „Paß einmal auf", sagte Beinhauser. „Das Loch da ist für die darunter stehenden sechs Pferde bestimmt. Sie erhalten jeden Abend zwei solcher Bündel, wie sie hier liegen. Morgen sage ich Dir auch, was an Heu in die Raufen kommt. Wirf jetzt die beiden Bündel durch das Loch hinab."

Rochus that, wie ihm befohlen und fragte: „Muß ich das nun jeden Abend thun?"

„Von selbst darfst Du noch lange Zeit gar nichts thun, sondern Du wirst immer warten, bis ich Dich

schicke. Morgen werde ich Dich das Abwiegen des Strohs lehren. Komm' aber jetzt hinab; wir wollen den Stall misten."

Unten öffnete Beinhauser eine niedrige Thüre, welche auf die Miststätte führte, und Rochus mußte nnn helfen, das noch saubere Stroh abzusondern und als neue Streu zurückzulegen, das schmutzige aber mit Harke und Gabel hinauswerfen. Er war bei dieser Arbeit recht aufmerksam und zeigte den besten Willen sich nützlich zu machen. Als der Stall gereinigt war, wurde das neue Stroh untergestreut und gleichmäßig unter die Pferde vertheilt. Rochus meinte, nun sei die Arbeit vorüber, aber Beinhauser sagte: „Noch lange nicht. Ein ordentlicher Pferdestall muß so rein sein, wie eine menschliche Wohnung. Wenn die Thiere gesund, stark und muthig bleiben sollen, dann bedürfen sie nicht allein gutes Futter, Licht und Luft, sondern auch Freundlichkeit, gute Bedienung und Sauberkeit; aber sie sind auch dem Menschen, der für sie sorgt, dankbar und anhänglich."

Das war dem Rochus ganz neu. Er hatte bisher immer gedacht: „Ein Thier ist ein Thier!"

Die Pferde in dem kleinen Bereich, den sie eben vornahmen, wurden jetzt gestriegelt und gebürstet, die Hufe gewaschen und geschwärzt und was sonst zur Toilette nothwendig war. Nun machten sie einen ganz andern Eindruck; sie sahen so sonntäglich aus, als ob sie zu einem Feste ausrücken sollten. Auch die Pfosten wurden gewaschen, das Reitzeug gesäubert, die Steigbügel blank gemacht und das Gebiß geschnurt.

„Nun müssen wir noch die Streu von dem Gange abschließen," sagte Beinhauser, „denn es sieht sehr unordentlich aus, wenn die Halme hervorragen." Er nahm nun eine Parthie recht sauberen geraden Strohes und flocht daraus eine lange Trense, so daß oben ein künstlich geflochtener Saum war und unten die Halme herunterhingen. Diese Trense wurde nun so auf den Boden gelegt, daß die Halme sich gegen die Streu richteten, der geflochtene Abschluß aber nach dem Gange

so daß derselbe jetzt durch eine gerade Linie abgeschlossen war.

„Das sieht prächtig aus,“ sagte Rochus.

„Das schmeichelte dem Beinhauser und er gab zur Antwort:

„Ja, Junge, darin liegt gerade die Kunst, daß man aus Nichts Etwas zu machen versteht. Die Arbeiten, welche wir jetzt gethan haben, müssen sonst jeden Morgen in der Frühe verrichtet werden, aber ich habe sie Dir schon heute zeigen wollen, damit Du Dich morgen Früh gleich nützlich machen kannst. Und nun will ich Dir einen guten Rath geben, den Du nicht in den Wind schlagen darfst. Unser Herr duldet keine nachlässigen und schlechten Arbeiter, und er hat ein scharfes Auge. Wenn Du hier bleiben willst, dann darfst Du die Hände nicht in den Schooß legen, sondern mußt früh und spät wacker zugreifen. Er kommt allerdings nur selten in die Ställe, aber, wenn er kommt, dann weiß er mit einem einzigen Blicke, wer seine Pflicht gethan hat und wer nicht. Die Faulen und Nachlässigen jagt er ohne Barmherzigkeit aus dem Dienste, und wer hier nicht hat taugen wollen, der findet auch anderwärts keine Stelle, denn unser Herr gilt in der ganzen Stadt für einen gerechten Mann und absonderlich für einen solchen, der Menschen zu beurtheilen weiß.

III.

Es war unterdessen Abend geworden, und von allen Seiten kamen die Reiter und Reiterinnen zurück, welche einen Spazierritt in's Freie gemacht hatten. Sie ritten bis in die Mitte des Stalles, wo sich ein Rondel zum Absteigen befand. Die Knechte eilten herbei, nahmen die Pferde an, führten sie an ihren be-

stimmten Stand, schirrten sie ab, reinigten sie und gaben ihnen Wasser und Futter. Ein Mann, welcher in seiner Kleidung zwischen einem Knechte und einem Herrn die Mitte hielt, spazierte durch die langen Gänge auf und ab und ließ seine Augen überall umherschweifen. Es war der Stallmeister Tolback, dem die Aufsicht über den ganzen Dienst oblag und welcher nach Herrn Kemper der Erste im Geschäfte war. Nur einzelne Worte richtete er im Vorübergehen an die Knechte; es waren kurze Befehle oder auch wohl ein Tadel Die ersteren wurden sofort ausgeführt, die letztern schweigend hingenommen.

„Licht!" befahl er jetzt, und sofort brannten die zahlreichen Laternen, welche in regelmäßigen Entfernungen angebracht waren. Nun machte er noch einmal einen Rundgang, um die Pferde und Geschirre beim Lichte eine letzte Revue passiren zu lassen. Ueber der Krippe eines jeden Pferdes stand dessen Name mit schwarzen Buchstaben auf einem Blechschilde. Hinter dem Pferde, aber so weit entfernt, daß es nicht gehindert wurde, stand ein dicker Pfosten mit hölzernen Armen; hier war in einer bestimmten Ordnung das Geschirr aufgehängt. Wehe dem Knechte, wenn ein Stück fehlte, an einer falschen Stelle hing, oder nicht ganz in Ordnung war.

„Das darf nicht wieder vorkommen," sagte er kurz, und die Stallknechte wußten, was es zu bedeuten hatte. Zuletzt kam er auch zu Beinhauser und schaute sich den Rochus von oben bis unten so scharf an, daß diesem ein Frösteln über den Leib lief. „Beinhauser," sagte er, „der Junge sieht schrecklich dämlich aus, und es ist die Frage, ob sich etwas Ordentliches aus ihm machen läßt, aber Herr Kemper will, daß er hier bleibt und daß wir uns Mühe mit ihm geben. Thue also das Deinige. Nach einem Monate werden wir sehen, ob er Geschick hat, oder nicht.

Er wandte sich nun wieder um und verließ den Stall. „Mit dem ist nicht zu spassen," sagte Beinhauser. „Wenn man nur ein Härchen neben die

Schnur haut, dann sieht er einen mit Augen wie ein Feuermann an und man glaubt in den Boden zu versinken. Jetzt geht er noch in den andern Stall, in die Remisen, den Wagenhof und die Reitbahnen. Da muß gerade so, wie hier, jedes Ding an seinem richtigen Ort stehen und gereinigt sein. Wenn die Pferde genug gefressen haben, dann werden die Lichter ausgelöscht, und die Thüren geschlossen. Die Knechte haben dann frei. Du aber mußt hier im Pferdestalle schlafen."

Am äußersten Ende des Stalles war eine Thür in der Mauer; die schloß Beinhauser auf und zeigte ihm sein Bett, über welchem ein Schellenzug hing. „Wo so viele Pferde sind, kann des Nachts immer etwas passieren," sagte Beinhauser; „es kann sich ein Pferd losreißen oder sonst etwas vorfallen, wobei schleunige Hülfe sein muß. Du darfst deßhalb nur auf einem Ohre und mit einem Auge schlafen. Kannst Du selbst helfen, so ist es gut, wenn nicht, so ziehst Du an dieser Schelle. Sie führt in mein Zimmer, und ich werde gleich bei der Hand sein. Damit Du aber eingewöhnt wirst, bleibe ich einige Nächte bei Dir."

Die Pferde hatten endlich genug gefressen, und nun wurden die meisten Laternen ausgelöscht. Es blieben ihrer nur so viel brennen, daß man noch eine Uebersicht über den Stall behielt. Außerdem wurde eine Handlaterne, mit der man umherwandeln konnte, angezündet und auf einen Tisch in der Nähe des Bettes gestellt. Die Stallknechte entfernten sich einer nach dem andern, und Beinhauser schloß die sämmtlichen Thüren. „So," sagte er, „jetzt wollen wir schlafen. Lege Du Dich voran; ich nehme den hintern Platz ein."

Rochus legte sich nieder und sprach sein Abendgebet. In Spitzkirchen hatte er dasselbe oft genug vergessen, aber heute befand er sich in einer ganz neuen Umgebung und es war ihm eine so wichtige Aufsicht anvertraut, daß er eine gewisse Verantwortlichkeit fühlte. Auch fiel ihm ein, daß er seine Mut-

ter durch unverzeihliche Nachlässigkeit in so große Unannehmlichkeiten gestürzt hatte. Heute wollte er gewiß besser aufpassen, damit Beinhauser ihm ein gutes Zeugniß gebe. Die Nacht im Stalle, das Licht der Laternen, die Schatten, welche die Pferde warfen, machten einen eigenthümlichen, fast ängstlichen Eindruck. Das leise Klingeln mit den Ketten, das Scharren und Stampfen der Hufe vermehrte diesen Eindruck noch. Wenn sich eines der Pferde auf die Streu warf oder mit den Hufen gegen die Bretter klopfte, dann meinte er jedesmal, es begebe sich etwas Außerordentliches, und er erhob sich von seinem Lager, nahm die Laterne und leuchtete umher, während Beinhauser dem Anscheine nach fest schlief. Rochus aber konnte nicht schlafen; er mußte, wenn ihm das Geräusch der Pferde eben Ruhe ließ, immer an seine Mutter denken. Sie hatte es nicht halb so gut, wie er und lag gewiß auch noch wach. Er machte sich recht bittere Vorwürfe über sein bisheriges Leben und seine so wenig religiöse Neigung. „Ich werde ihren Rath befolgen," dachte er, und tüchtig arbeiten, damit ich später im Stande bin, sie zu unterstützen."

Die Nacht verging ihm unter beständigem Aufstehen und Umherwandeln. Ehe noch der Morgen graute, erhob sich Beinhauser und fragte: „Alles in Ordnung?"

„Alles!" gab er zur Antwort, „aber ich habe jeden Augenblick geglaubt, es falle etwas vor."

„Du bist noch nicht an die Bewegungen der Pferde gewöhnt," sagte er lächelnd; „aber das wird bald kommen. Später schläfst Du ganz vortrefflich und wirst doch zur rechten Zeit wach, wenn es nothwendig ist. Jetzt wollen wir die Thüren öffnen und zu füttern beginnen."

Nachdem die Thüren geöffnet waren, zog er an einer Glocke, welche in der Mitte des Stalles hing. Es war für die Knechte das Zeichen zum Aufstehen, denn die große Schlaguhr, welche neben der Pumpe stand, zeigte gerade die richtige Stunde. Die Knechte

waren bald da, und sofort begann das Füttern und Reinigen des Stalles.

Beinhauser gab ihm nachher einen Wink und führte ihn in die Geschirrkammern, wo die bessern Sättel etc. in musterhafter Ordnung aufgehängt waren. „Das muß alle Tage controlirt werden," sagte er. „Paß auf, was an jedem Arme hängen muß. Schau, an diesem Arme steht das Wort: „Diana!" das soll heißen, daß das sämmtliche an demselben hängende Geschirr nur für die Diana und kein anderes Pferd bestimmt ist. Es darf also ebensowenig etwas Fremdes daran hängen, wie etwas Dahingehöriges fehlen. Du wirst das bald kennen lernen und im Stande sein, Alles an seinen richtigen Ort zu bringen. Nun wollen wir in das Garderobezimmer der Herren gehen; folge mir. Sie gingen einige Stufen linker Hand hinauf und gelangten in ein eigenthümlich ausstaffirtes Zimmer.

„Hier legen die Herren ihre gewöhnlichen Kleider ab, wenn sie reiten wollen," sagte Beinhauser, „und ziehen dafür ihre eigenen Reitgarderoben an. Alles muß rein und sauber gehalten werden, damit die Herren nicht zu klagen haben. Sie legen dafür aber auch jeden Monat ein Trinkgeld in die für die Bedienung bestimmte Kasse. Sie wird alle Jahr einmal umgestürzt und der Inhalt an die Dienerschaft vertheilt. Wer aber Antheil haben will, der muß sein Jahr aushalten. Wer vor der Zeit fortgeht, oder wegen Faulheit, Nachlässigkeit, schlechten Betragens etc. fortgeschickt wird, der erhält Nichts. Richte Dich darnach."

Rochus besah sich nun das Zimmer und schaute zunächst in den großen Spiegel, aus dem ihm seine Gestalt sehr dumm und dämlich entgegen leuchtete, so daß er vor sich selber erschrack. Neben dem Spiegel hing ein großes Gestell, auf welchem eine Menge Reitpeitschen queruntereinander lagen. Der Kopf jeder Peitsche war gegen eine lange Schiefertafel gerichtet und daneben war der Name des Eigenthümers verzeichnet.

„Wenn die Herrn vom Reiten kommen,“ sagte Beinhauser, so werfen sie ihre Sachen unregelmäßig auf den Tisch. Unsere Aufgabe ist es nun, dieselben an ihren richtigen Ort zu bringen. Du wirst das mit der Zeit lernen und uns gute Dienste leisten.

Neben den Reitpeitschen hing ein anderes Gestell, in welchem nur Sporne steckten und zwar immer zwei und zwei zusammen. Das Rädchen steckte unten in einer Rinne und oben stand wieder der Name des Eigenthümers. Die Sporen aber waren so blank, daß sie leuchteten und glitzerten. An dem Nagel in der Mitte der Sporen hingen zwei lederne Riemen, die sogenannten Sous-pieds, womit die Reiter die Hosen unter den Stiefeln befestigen. Sie waren glänzend schwarz gewichst. Ueber jedem hing noch ein Paar hirschlederner Reithandschuhe. Jetzt kam er an einen langen, die ganze Wand bedeckenden Mantelstock, an welchem die Reithosen hingen. Unter einzelnen standen auch noch hohe Reiterstiefel. An verschiedenen Stellen der Wand hingen noch geschriebene und gedruckte Reglements, auf denen die Reitordnung und sonstige Nachrichten verzeichnet waren. In einem Wandkasten befanden sich Bürsten, Kämme, Putzzeug und dergleichen. Diejenige Wand aber, welche der Reitbahn zugekehrt war, bestand ganz aus Glas, so daß man von diesem Zimmer die Reiter und ihre Uebungen überschauen konnte.

„Rochus,“ sagte Beinhauser, „dieses Zimmer soll immer hübsch aufgeputzt und sauber sein. Es wird deßhalb jeden Morgen und jeden Mittag gekehrt und zweimal in der Woche gewaschen. Das Alles sind Arbeiten, an denen Du Dich zu betheiligen hast, und ich werde Dich vor und nach dazu anleiten. Drüben ist noch ein ganz ähnliches Zimmer für die Damen, aber wir haben in demselben Nichts zu thun. Die Mägde des Hauses müssen es besorgen und den Damen die nöthigen Dienste leisten. Jetzt wollen wir einmal ein Paar Sporen putzen, damit Du siehst, wie es gemacht wird.“

Beinhauser that es ihm vor, und Rochus mußte es nachthun, aber er ging damit sehr ungeschickt zu Werke und brachte auch nichts Ordentliches zu Stande. Beinhauser lachte, daß er sich schüttelte, aber er bemerkte gutmüthig: „Mit der Zeit lernt sich Alles; ich habe es im Anfange auch nicht viel besser gemacht."

Wir können hier weder jede einzelne Obliegenheit des jungen Stallknechtes erwähnen, noch eine Beschreibung all' der Gegenstände machen, mit denen er in der Folge umgehen mußte; es genügt, wenn wir sagen, daß ihm im Anfange Alles böhmische Dörfer waren und daß viel Zeit verging, bis er sich zurechtfand. Später ging es besser, aber wir wollen dem Gange unserer Erzählung nicht vorgreifen, sondern Eines nach dem Andern an die Reihe kommen lassen.

Nach den ersten acht Tagen hatte Beinhauser ihn so weit erprobt, daß er ihm die Nachtwache im Stalle allein überlassen konnte. Wie er vorausgesagt hatte, so geschah es; an das Geräusch der Ketten und Hufe, überhaupt an Alles, was regelmäßig zu passiren pflegte, gewöhnte er sich bald, aber bei jedem ungewöhnlichen Geräusche wachte er auf. Da geschah es einst gegen Mitternacht, daß mit dem Finger an die nächste Stallthüre gepocht wurde. Sofort wachte er auf, nahm die Laterne und fragte an der Thüre: „Wer ist da?"

„Mach auf, Rochus," sagte eine Stimme. „Es regnet draußen, wie vom Himmel gegossen, und ich werde pudelnaß, wenn Du mich hier stehen lässest."

Mit Staunen erkannte er die Stimme des Barthel. Anfangs war er unschlüssig, ob er seinem Wunsche willfahren sollte, aber da es wirklich ganz furchtbar regnete, so kam ihm die Ausschließung doch etwas unbarmherzig vor. Er öffnete also die Thüre und ließ ihn ein.

„Wie kommst Du mitten in der Nacht hierher?" fragte er. „Das Thor vorn an der Straße wird doch des Nachts verschlossen."

„Ja, mein Junge," antwortete Barthel; „ich habe auch nicht gewartet, bis es Nacht wurde, sondern

bin am Tage hereingekommen. Schau, mein Freund, Du weißt, daß ich von dem Bischen Schlachten keine weiten Sprünge machen kann, sondern mich hübsch nach der Decke strecken muß. Wenn ich in einem Gasthofe logiren müßte, dann ging in einer Nacht der Verdienst einer ganzen Woche d'rauf. Ich helfe mir deßhalb so gut und so billig ich kann. In der Nacht schlafe ich in einem Möbel- oder andern Wagen und zahle kein Schlafgeld. Seit acht Tagen campiere ich draußen auf einer Steinkarre und ich würde Dich gewiß nicht belästigt haben, wenn es nicht so stark geregnet hätte. Heute Nacht mußt Du mir aber im Stalle eine Zufluchtsstätte gewähren. Auf Dein Bett mache ich gar keinen Anspruch; ein Bündel Stroh thut dieselben Dienste."

Rochus wollte nicht gern schroff gegen ihn auftreten, aber er glaubte auch ein Unrecht gegen seinen Herrn zu begehen, wenn er einem wildfremden Menschen Herberge gewährte. Zuletzt gewann doch sein weiches Herz die Oberhand und er ließ den Strolch nicht allein in den Stall, sondern bot ihm auch sein Bett an; aber Barthel wies es zurück. „Dort liegt ja Stroh genug," sagte er, „es ist für mich ein ganz vortreffliches Bett. Wie angenehm warm es hier ist. Ei, mein Junge, Du kannst zu meinem Wohlthäter werden, wenn Du mich während meiner Anwesenheit in der Stadt hier aufnimmst. Das Schlafgeld zu sparen ist für unser Einen wahrhaftig nichts Geringes, und Dir verschlägt es Nichts, ob ich hier bin oder nicht."

„Mir nicht," antwortete Rochus, „aber ich weiß nicht, ob mein Herr damit einverstanden ist. Ich müßte ihn doch zuerst fragen."

„Das laß nur bleiben! So reiche Leute haben gar keinen Begriff davon, wie es einem Armen zu Muthe ist, und er würde jedenfalls nein sagen. Ich werde Dir auch ja nicht oft über den Hals kommen."

Dem Rochus wollte das Alles nicht recht zu Sinne, aber Barthel streckte sich auf das Stroh aus

und nahm die Gastfreundschaft als selbstverständlich an. Bald erhob er sich wieder, ging an den Pferden vorbei, beschaute sie mit Kenneraugen, schmunzelte und sprach in sich hinein: „Die Beiden hier sind unter Brüdern ihre tausend Thaler werth.“

„Leg’ Dich jetzt zum Schlafen nieder,“ sprach Rochus und mache nicht so viel Geräusch, sonst könnte leicht einer der Knechte wach werden und Dich ertappen.“

„Na, schlafen können wir noch immer genug,“ antwortete Barthel; „wir wollen lieber noch etwas plaudern. Eigentlich bin ich auch gekommen, um Dir eine sehr wichtige Mittheilung zu machen. Du hast Dir den Gedanken in den Kopf gesetzt, so reich zu werden, wie der Kemperfranz, und dieser Gedanke ist gewiß ein löblicher; aber Du wirst ihn auf diesem Wege niemals erreichen, sondern ein Knecht bleiben, bis Du graues Haar hast. Der Reichthum aber hat nur dann einen Werth, wenn man ihn in der Jugend erhält, wo man ihn genießen kann. Ich wüßte Dir ein Mittel, wie Du mit einem Schlage ein steinreicher Mann werden könntest.“

Rochus horchte aufmerksam; der Vorschlag gefiel ihm und er war sehr begierig, zu erfahren, wie denn das Reichwerden angefangen werden sollte.

„Paß auf,“ sagte Barthel; „Du weißt, daß ich immer eine warme Zuneigung für Dich hatte und daß ich im Stande wäre, für Dich durch das Feuer zu gehen. Das hat mich denn auch auf Mittel sinnen lassen, wie Dir rasch zu helfen sei. Eine halbe Stunde von hier, auf dem Spelzerhofe, da wohnt ein reicher Bauer, Peter Sauermilch mit Namen, der hat ein hübsches Töchterlein; aber der Hof liegt so abgesondert, und es wollen gar keine Freier kommen. Von dem Bauer habe ich hin und wieder schon ein Kalb gekauft und stehe auf gutem Fuß mit ihm. „Sauermilch,“ sprach ich neulich zu ihm, „euer Gretchen bleibt sitzen; es thut mir leid um das Mädchen und ich möchte ihm wohl einen Freier an die Hand

thun, der ganz passend für das Mädchen wäre, einen hübschen jungen Mann, der kein Windbeutel ist, sondern sich noch nach der alten Mode trägt und, was das Beste ist, der etwas in die Suppe zu brocken hat, einen Jungen, der alle Tage frei über fünfzigtausend Gulden verfügen kann." Der Sauermilch strich sich bei dieser Schilderung um das Kinn und fragte: „Wie heißt denn der junge Mann?"

„Rochus;" gab ich zur Antwort, „sein Geld ist alle Tage flüssig zu machen, denn es liegt bei einem Bankier in der Stadt."

„Ich möchte den Rochus einmal sehen," sprach Sauermilch; „bringe ihn so bald als möglich auf den Spelzerhof."

„Aber," antwortete Rochus, „daran ist ja kein wahres Wort. Wenn ich meine fünfzigtausend Gulden zeigen sollte, dann käme ich schön an. Nein, das geht nicht."

„Es geht doch," entgegnete Barthel; „dem dummen Bauern braucht man nur eine Bescheinigung vom Bankier zu zeigen, dann ist er zufrieden. Für eine solche Bescheinigung aber habe ich bereits gesorgt. Da sieh!"

Er nahm ein Papier aus der Brieftasche, hielt dasselbe gegen die Laterne und sprach: „Lies selbst, daß ich die Wahrheit sage."

Rochus war über die Bescheinigung im höchsten Grade erstaunt und fast versucht, zu glauben, daß er wirklich so reich sei; aber die Spitzbüberei war ihm doch zu stark.

„Was kann die Bescheinigung nutzen," sagte er; „am Ende kommt es ja doch aus."

„Wenn Gretchen einmal Deine Frau ist," antwortete Barthel, dann läßt sich schon ein Mittel finden, die Sache zu vertuschen. Du hast dann mit dem Gelde speculirt und es ist verloren gegangen. Dagegen läßt sich Nichts sagen, es kommt alle Tage vor. Und gesetzt den Fall, es käme Alles an's Tages-

licht, was läge daran? den Spelzerhof könnten sie Dir doch nicht mehr verbringen."

So dumm und dämlich sonst der Rochus war, so kam ihm ein solcher Betrug doch zu abscheulich vor und er schöpfte gegen Barthel den Verdacht, daß er noch einen andern Betrug im Sinne habe. „Ich will mir die Sache einmal beschlafen," sagte er. „Nachher können wir weiter darüber sprechen."

Er schloß also die Augen, aber er schlief nicht, sondern dachte über den Vorschlag des Barthel nach, wobei er zu der festen Ueberzeugung kam, daß der Kerl ein durchtriebener Nichtsnutz sei. Auch dämmerte es in ihm auf, daß wahrscheinlich nicht der Scheerenschleifer, sondern der Metzger das Linnen seiner Mutter gestohlen habe, und er nahm sich vor, dem Herrn Kemper Alles zu sagen.

Als Barthel glaubte, Rochus sei fest im Schlafe, stand er auf und ging im Stalle umher. Die beiden Pferde, welche er schon im Anfange einer Musterung unterzogen hatte, beschaute er abermals von allen Seiten und stieg sogar auf, um zu sehen, ob sie bösartig seien. Sie ließen es sich gefallen und machten nicht einmal Geräusch. Nun ging er zur Thüre und zog den Schlüssel ab; aber gleich nachher steckte er ihn wieder in's Schloß und murmelte: Nein, das würde auffallen; ich muß es anders anfangen, und es ist keine Hexerei, den Tölpel über den Löffel zu barbieren."

Den übrigen Theil der Nacht verhielt sich Barthel ruhig, aber schon sehr frühe stand er auf, trat an das Bett des Rochus und sagte: „Oeffne mir die Thüre zur Mistgrube; ich habe gestern Abend ein Brett darüber gelegt und bin auf diesem Wege sogleich im Freien."

„Aber wie steht es mit unserer Angelegenheit?" fragte Rochus. Barthel lächelte über die Schnelligkeit, womit er angebissen hatte und sagte: „Ich erwarte Dich heute Mittag am Stadtthore. Dem Kemperfranz sagst Du, Du müßtest durchaus nach Hause,

um mit Deiner Mutter noch Etwas zu ordnen. Er wird Dich gewiß gehen lassen, und wenn nicht heute, so doch am Sonntage. Zieh' Deine besten Sachen an und spare keine Bitten, damit Du los kommst."

„Abgemacht," antwortete Rochus und öffnete ihm die bezeichnete Thüre. Als er fort war, machte Rochus seiner Entrüstung Luft. „Dieser infame Kerl," murmelte er, „ich will mir einen Finger abschneiden lassen, wenn er es nicht auf den Diebstahl der beiden Pferde abgesehen hat. Und wie genau der Kerl die Oertlichkeiten kennt und weiß, wo am wenigsten Gefahr ist! Aber, was will er nur mit der Heirath? Dahinter steckt wahrscheinlich wieder eine neue Spitzbüberei, denn Ernst kann es ihm doch unmöglich damit sein. Er baut nur auf meine Dummheit; aber so schrecklich dumm ist der Rochus doch nicht."

Die Uhr schlug jetzt die Stunde, wo er an der Glocke ziehen mußte, um die Knechte zu wecken. Sie kamen auf den ersten Klang und begannen ihr Tagewerk. Rochus wurde angewiesen, in der Garderobe Sporen, Stiefel und Kleider zu putzen; während er damit beschäftigt war, überlegte er, ob er Beinhauser oder dem Stallmeister Tolback seine nächtlichen Abenteuer erzählen sollte. Zu dem Erstern hätte er wohl das Vertrauen gehabt; aber er fürchtete sich, Tolback, der es doch sicher gewahr wurde, werde ihn hart anfahren, daß er einen fremden Menschen in den Stall gelassen, und es war leicht möglich, daß er Knall und Fall seinen Dienst verlor. „Nein," lispelte er; „ich wende mich am besten an den Herrn selbst; er war so gütig gegen mich, daß er mich gewiß nicht aus dem Dienste jagt, wenn ich ihm Alles aufrichtig bekenne."

Nach dem Frühstücke mußte er wieder in die Garderobe, und da traf es sich gerade, daß Herr Kemper seinen Rundgang machte und auch zu ihm kam.

„Nun, mein Sohn, wie gefällt es Dir?" fragte er Rochus. „Wirst Du bei mir bleiben oder hast Du der Plackereien und Nachtwachen schon genug?"

„Wenn Sie mich behalten wollen, so werde ich

gewiß bleiben," antwortete Rochus. „An den Feldarbeiten hatte ich nicht den mindesten Spaß, aber hier arbeite ich gerne, weil ich die Pferde so lieb habe und sie immer sehen kann."

Kemper lächelte und sprach: „Die Liebhaberei gehört gerade dazu; wer die nicht hat, der kommt nicht vorwärts und bringt es niemals über einen schlechten Stallknecht hinaus. Wer aber die Pferde gerne hat, dem ist Alles ein Leichtes. Es ist mir recht lieb, zu hören, daß Beinhauser und Tolback mit Dir zufrieden sind."

„Sind die Diana und der Prinz nicht Ihre besten Pferde?" fragte Rochus, scheinbar ohne jede Veranlassung.

„Richtig getroffen, mein Junge; es sind zwei Prachtexemplare, wie sie so bald nicht mehr gefunden werden?"

„Und sie wären zusammen wohl tausend Thaler werth?"

„Es kann sie Niemand für den dreifachen Preis erhalten, mein Junge, denn sie sind meine Augäpfel."

„Ich glaube, daß Ihnen diese Pferde gestohlen werden sollen," sprach Rochus.

Kemper schrack ordentlich zusammen und fragte: „Wie kommst Du dazu?"

Rochus erzählte nun, wie er mit dem Barthel bekannt geworden, wie man in der Nacht das Tuch seiner Mutter gestohlen habe u. s. w. Als er fertig war, sagte Kemper:

„Es war ein Fehler, daß Du den Menschen in den Stall ließest, aber vielleicht hat es der liebe Gott so gefügt, damit wir dahinter kommen. Vor drei Jahren wurden mir auch die beiden besten Pferde aus dem Stalle gestohlen und ich habe niemals in Erfahrung gebracht, wo sie geblieben sind. In der letzten Zeit hat sich ein verdächtiges Subject in den Höfen umhergetrieben und das wird der Barthel sein. Es ist gut, daß Du Alles aufrichtig bekannt hast, denn nun können wir uns vor Schaden hüten und den Dieb

fangen. Schweige vorläufig gegen Jeden stille. Ich will die nothwendigen Anordnungen schon selbst treffen. Damit wir den Menschen aber sicher machen, so geh' auf sein Anerbieten ein und begleite ihn nach dem Spelzerhofe. Den Sauermilch kenne ich persönlich und will schon wieder gut machen, was etwa verdorben wird. Ich wünsche aber, daß Du hingehest, damit wir den Schein in die Finger bekommen, der ja selbstverständlich eine abscheuliche Fälschung ist. Wahrscheinlich will er auch noch den Bauer anzapfen, und so haben wir an ihm einen Zeugen mehr. Arbeite still weiter, bis zu der bezeichneten Stunde, dann kleidest Du Dich an und begiebst Dich zu dem Spitzbuben."

„Recht gerne, Herr Kemper, aber ich kann den Sauermilch doch nicht betrügen helfen."

„Das brauchst Du auch nicht," antwortete Kemper lachend, „denn vor der Hand wird das Gretchen nicht besonders begierig auf Dich sein, auch mit Deinen fünfzigtausend Gulden nicht. Aber wer weiß, Mädchen haben manchmal einen ganz absonderlichen Geschmack und ziehen einen Menschen, der keinen rothen Heller hat, einem reichen Manne vor. Geh' nur in Gottes Namen."

Um die bezeichnete Stunde ging Rochus in sein Kämmerlein und kleidete sich so sorgfältig, als möglich an. Er mußte aber lautauf lachen, als er sich in seinem kleinen Spiegelchen besah, denn er schaute gar nicht drein, wie ein Heirathscandidat. Als er die Treppe hinabstieg und an der Küchenthüre vorüber kam, trat die Köchin heraus und sagte: „Der Herr hat gesagt, Du solltest zuerst essen, denn mit einem leeren Magen ließ sich schlecht marschiren."

Rochus verschmähte die Einladung nicht, sondern trat in die Küche, wo bereits für ihn servirt war.

„Nun," sagte die Köchin, während er aß, „ich bin doch recht begierig, wie es Dir bei uns behagt. Nicht wahr, der Beinhauser ist auch der rechte Oncle

nicht und der düstere Tolback hat Dir sicher schon mehr als ein Dutzend Ohrfeigen gegeben. Ah, die Anfänger bekommen alle Kopfnüsse. Kannst Du schon Strohtrensen machen, Heu und Stroh wiegen, Hafer abmessen, striegeln und Sporen putzen? Nicht wahr, keine Spur davon. Hab' mir's wohl gedacht. Ja, Alles will seine Zeit haben und bei Dir sicher die doppelte. Hast Du auch schon auf einem Pferde gesessen und Dir die Namen von allen gemerkt? Gelt die Ponies das sind die hübschesten. Ich habe immer Spaß daran, wenn die Damen auf den Ponies reiten. Es sieht allerliebst aus. Willst Du noch Knödel? Na, es ist genug da, iß nur; ich gönne den jungen Leuten das Essen, denn ich weiß, daß sie immer Hunger haben. Also Du gehst zu Deiner Mutter? Nun dann bestelle einen hübschen Gruß von mir und sage, ich setze meine Ehre darein, ihren Jungen recht dick und fett zu machen. Aber Du gibst einem ja gar keine Antwort."

„Ich wollte es schon zehnmal thun?" antwortete Rochus, „aber Sie ließen mir keine Zeit dazu. Soll' ich jetzt antworten?"

„Ist nicht nöthig, Rochus; ich weiß ja doch Alles; kann es mir wenigstens denken. Also gute Reise und vergiß den Gruß nicht!"

Rochus machte sich nun auf den Weg zum Thore, wo er den Barthel schon aufgepflanzt fand. „Ei," sagte er, „ich wundere mich fast, daß Du so schnell Erlaubniß erhalten hast. Nun vorwärts; wir müssen das Eisen schmieden, so lange es heiß ist. Ich führe Dich jetzt Deinem Glücke entgegen und sehe schon den Tag, wo Du als junger Ehemann auf dem Spelzerhofe zu gebieten hast. Ich schütte Dir so mir nichts Dir nichts einen ganzen Hof mit all' seinen Aeckern, Wiesen, Wäldern, Gebäulichkeiten, Vieh und dem baaren Gelde in den Schooß. Mancher, dem solch ein Glück wiederführe, wüßte aus Dankbarkeit nicht, was er thun sollte. Schau, mein Junge, es hat mir viel Lauferei und viel Geld gekostet, bis ich den Sauermilch willig

hatte; aber was thut man nicht für einen guten Freund!"

Sie wanderten weiter und Barthel schwieg stille, bis sie hinter den Gärten der Stadt waren. Dann hob er wieder an: „Der Sauermilch wird natürlich die Finger zuhalten und mich für meine Kosten und Zeitversäumnisse nicht entschädigen. Wenn ich aber leer ausgehe, dann kann ich mein Geschäft nicht fortsetzen, weil ich kein Geld habe."

Er hatte erwartet, Rochus werde gleich mit einer Schuldverschreibung herausrücken; da er das aber nicht that, so nahm er wieder das Wort: „Ich habe für Gretchen auch noch einen andern Bräutigam, einen schmucken und dazu wirklich reichen Kerl. Er wollte mir fünfhundert Gulden baar auf den Tisch zählen, wenn ich ihm Gretchen verschaffte; aber ich habe ihm in's Gesicht gelacht und gesagt: „Für die ist schon Jemand da, und der zahlt keine lumpigen fünfhundert Gulden, sondern volle tausend. Habe ich da aus Freundschaft nicht ganz recht gehandelt?

„Doch", antwortete Rochus, „denn tausend Gulden sind besser, als fünfhundert."

„Das meine ich auch. Also Du giebst tausend Gulden? Schön, und wann zahlst Du?"

„Vor der Hochzeit könnte ich es nicht."

„Gut, nach derselben, und Du giebst mir eine Schuldverschreibung. Komm nur gleich hier in das Wirthshäuschen, da schreiben wir es auf."

Nachdem sie eingetreten waren, bestellte Barthel zwei Schnäpse und Schreibzeug; dann schrieb er einen Schein, worin Rochus kurzweg bekannte, daß er dem Barthel tausend Gulden schuldig sei.

„„Nein, das ist nicht richtig," sagte Rochus; ich werde das Geld erst dann schuldig, wenn Gretchen durch Deine Bemühungen meine Frau geworden. Schreibe den Schein also neu."

Das war ihm unlieb, aber er mußte sich doch fügen und einen neuen Schein in dem bezeichneten Sinn schreiben, unter welchen dann auch Rochus sei-

nen Namen setzte. Nun nahm Barthel die Bescheinigung des Bankiers aus der Tasche und überreichte sie ihm mit den Worten: „Du wirst sie nöthig haben, denn die Bauern gehen gerne den sichern Weg."

Rochus meinte, das Papier brännte ihm in den Händen, aber da Herr Kemper dasselbe zu haben wünschte, nahm er es doch an und steckte es in die Tasche. Nach einiger Zeit hatten sie den Spelzerhof erreicht. Da blieb Barthel stehen und sagte: „Setze Dich dort auf dem Baumstamm, bis ich Dich rufe, denn man darf bei den Bauern nicht gleich mit der Thür in's Haus fallen, sondern muß vorsichtig zu Werke gehen. Ich will erst hinein und ihm sagen, daß ich Dich bringen würde. Wenn es Zeit ist, rufe ich Dich. Spiele nur aber auch den Liebenswürdigen und unterstütze mich hübsch, denn es wäre sehr unangenehm, wenn wir wieder abziehen müßten, ohne etwas ausgerichtet zu haben."

„Ich will meine Sache schon gut machen," antwortete Rochus; „leite Du nur Alles ein. Für das Uebrige laß mich selbst sorgen."

IV.

Barthel begab sich alsbald auf den Spelzerhof; es ging aber nicht ohne einige Anfechtungen und Hindernisse vor sich. Zunächst schien der Spitz in dem Herankommenden den Spitzbuben zu erkennen, denn er wedelte weder mit dem Schwanze, noch sprang er freundlich belfernd an ihm herauf, vielmehr zeigte er ihm die weißen Zähne, bellte, als ob es sich um einen Mord handelte und fuhr ihm nach den gestreiften Kamaschen, so daß er sich wohl vorzusehen hatte, um nicht ein Stück aus dem Waden zu verlieren. Es wäre am Ende doch noch dazu gekommen, wenn

sich nicht ein Knecht des Gepeinigten angenommen und den Spitz in den Stall gesperrt hätte. Daß der Hund aber auch jetzt noch nicht mit dem Eintritte des Metzgers einverstanden war, that er durch sein fortwährendes wüthendes Bellen kund.

Barthel hatte nun das Thor glücklich passirt, aber er war, wie man zu sagen pflegt, noch nicht an „Schmieds Backhaus" vorbei. Gleich hinter dem Thore erwarteten ihn die Gänseriche, machten die Hälse lang, sperrten die Schnäbel auf, bliesen ihn ganz giftig an und thaten gleichfalls die Absicht kund, ihm in die Waden zu hacken. Ein Glück, daß der Peter Sauermilch gerade im Fenster lag und ihnen mit der langen Pfeife einen Hieb auf den Hals versetzte. Schnatternd beeilten sie sich, dem Bereiche des Pfeifenrohrs zu entkommen und watschelten durch das Thor in's Freie. An der einen Ecke des Hauses war Barthel nun vorbei, und erreichte jetzt diejenige, wo sich der Thüreingang befand. Unglücklicher Weise mußte er dabei eine hohe Treppe passiren, und hier hatten sich die Truthähne aufgepflanzt. Sie hatten schon immer einen Pick auf den Metzger gehabt. Heute aber wurden sie ganz schrecklich von seiner scharlachrothen Weste gereizt. Sogleich spreizten sie die Flügel auseinander, machten ein Rad, schleiften mit den untern Federn über den Boden, ließen ihr Fellbündel von der Nase herabhängen, wurden blau und roth am Halse, kollerten ganz wüthend und kamen in geschlossener Phalanx auf ihn zu.

„Den Deibel, die Schruten!" schrie er in seiner Angst und nahm sein Taschentüchlein heraus, um sie abzuwehren. Zum Unglücke war das ebenfalls roth und die Truthähne wurden noch mehr aufgebracht. Diesmal blieb es nicht bei dem Kollern und drohen, nein, sie pickten ihm ganz gehörig in die Waden. Wer weiß, was sie ihm noch gethan hätten, wenn ihm nicht ein Schutzengel in Gestalt einer Viehmagd zu Hülfe gekommen wäre und ihn errettet hätte. Mit einem Sprunge war er nun im

Hause und schlug die Thüre hinter sich zu, daß es klatschte.

Peter Sauermilch kam aus der Stube, konnte aber das Lachen nicht verbeißen und sprach: „Na, Barthel, Ihr scheint ja mit der ganzen Thierwelt im Kriege zu liegen."

Der Schlächter befühlte seine Waden und sagte ein- über das anderemal: „Die Bestien haben mich blutrünstig gebissen! Autsch, autsch! Das ist ja ein Höllenhof hier, und Sauermilch, um Euch, dem ich doch eine Wohlthat erweisen will, habe ich es wahrlich nicht verdient."

„Was bringt Ihr mir denn für ein Glück?" fragte Sauermilch.

„Da müssen wir in ein Stüblein allein gehen," antwortete Barthel, „und es muß vor der Hand unter vier Augen besprochen werden."

Der Bauer öffnete das Herrenstüblein, wo er seine Besuche zu empfangen pflegte, und führte ihn da hinein. „Nun sind wir allein," sagte er.

Barthel wischte sich mit dem rothen Taschentuche den Schweiß von der Stirne, warf seine Mütze auf den Tisch, räusperte sich ein paarmal und hub dann an: „Ich habe den künftigen Schwiegersohn mitgebracht und Gretchen kann ihn sehen, wenn sie will."

„Das Sehen hat sie umsonst," antwortete Sauermilch, „aber wer giebt mir Bürgschaft, daß sich Alles so verhält, wie Ihr gesagt habt?"

„Na, ich werde doch den Sauermilch nicht belügen! Uebrigens habe ich ihn veranlaßt, daß er sich bei seinem Bankhause eine Bescheinigung genommen. Wenn Ihr's Schwarz auf Weiß habt und noch gar vom Chef des Hauses unterschrieben, dann wird es doch genug sein. Jetzt aber muß ich wissen, was ich davon habe, denn ein solcher Handel, der mir viel Laufen und Mühe und große Geldausgaben gemacht hat, kann nicht aus bloßer Freundschaft betrieben werden. Also heraus mit der Sprache. Ich habe gerade jetzt Geld nöthig und meine, daß tau-

send Gulden eine wahre Kleinigkeit für meine Mühe seien."

„Tausend Gulden?" fragte Sauermilch lachend. „Dann brauchtet Ihr ja nur Bauerntöchter zu verheirathen, um bald ein sehr reicher Mann zu sein. Wenn Ihr fünfhundert gesagt hättet, würde ich euch schon für toll gehalten haben."

„Also fünfhundert, damit die Sache zu Ende geht, aber natürlich baar."

„Hundert ist noch eine Forderung, die mir lächerlich vorkommt."

„Nun denn hundert, aber gleich jetzt."

„Gleich jetzt gar nichts, sondern wenn sich alles als richtig herausstellt, bei der Hochzeit das beste Kalb aus dem Stalle.

„Zum Deibel denn, ja! Aber das Kalb gleich jetzt."

„Nicht vor der Hochzeit. Wenn Euch das nicht paßt, dann gar nichts."

Als Barthel sah, daß nichts weiter zu erreichen war, schlug er ein. Ehe ich mich wieder um Heirathsgeschichten bekümmere," sagte er, „will ich mir lieber Haar bei Haar ausziehen lassen."

„Dann nimm erst die rothen vor," lachte der Bauer, „denn sie machen die Leute mißtrauisch."

Barthel war im Begriffe, den Rochus zu holen, da fielen ihm all' die Unthiere ein, die ihn angefallen hatten; aber der Bauer sagte: „Geht nur; ich schicke bis vor das Thor einen Knecht mit."

Jetzt kam die Courage, er eilte zum Rochus und sagte: „Junge, Dein Glück ist gemacht! Komm nur mit und stell' Dich etwas geschickt an. Vergiß nicht, Deine Bescheinigung zu zeigen und habe nur ganz und gar keine Angst. Wenn auch einmal eine Lüge mit unterläuft, was soll's! Später klärt sich ja Alles auf. Eine Lüge zur rechten Zeit hat noch Niemand gereut!"

Er glaubte einen Gimpel in den Hof zu führen und hatte gar keine Ahnung davon, daß Rochus seine

Absichten ganz durchschaute. Triumphirend geleitete er ihn in die Wohnstube, wo Gretchen und dessen Mutter auf der Bank saßen und der Bauer mit nackten Aermeln und in der Zipfelmütze daneben stand. Da Sauermichel in der Zwischenzeit die Frauenzimmer mit der Absicht den Kommenden bekannt gemacht hatte, so setzte Mutter Maria schon gleich die Brille auf, um nur ja Nichts von dem jungen Manne zu verlieren. Auch Gretchen saß in der größten Erwartung da. Als Rochus nun, von Barthel geleitet, in die Stube trat, machte er gewiß keinen besonders guten Eindruck, aber die fünfzigtausend Gulden verschönerten ihn um Vieles. Die Mutter, welche ihn sehr genau durch die kritische Brille betrachtete, sagte gar Nichts, aber sie dachte bei sich: „An Gesichter gewöhnt man sich und die Steifigkeit verliert sich. Vater Sauermilch betrachtete ihn mit einem wohlwollenden Blicke und rechnete dabei in Gedanken aus, wie viel Aecker und Wiesen sich für die fünfzigtausend Gulden anschaffen ließen.

Nun wollen die Leser auch wohl wissen, was Gretchen dachte. Sie dachte nicht besonders viel, etwa Dieses: „Der junge Mann hat ein gutmüthiges Gesicht, scheint aber ein sonderbarer Kauz zu sein. Mit dem Heirathen hat es übrigens noch Zeit."

„Was die Menschen merkwürdig kühl sind," dachte Barthel, „Keiner von ihnen spricht ein Sterbenswort, ich muß sie etwas encouragiren. „Herr Sauermilch und werthe Familie," sagte er, „ich habe die Ehre, Ihnen hier den Rentner Rochus vorzustellen. Der Mann hat seine baaren fünfzigtausend Gulden beim Bankier stehen, worüber er sich jeden Augenblick durch Bescheinigung ausweisen kann. Der junge Mann aber bedarf einer Frau, und deßhalb habe ich ihn auf Gretchen Sauermilch aufmerksam gemacht. Nun wißt ihr Alles, und ich kann gehen."

Er nahm wirklich die Thüre in die Hand und entfernte sich; hinter dem Kreuze aber legte er sich unter die Hecke, um den Rochus zu erwarten. Die



C. Clasen gez.

Druck durch G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, der Mörder.

Art und Weise, wie er zu Werke gegangen, kam Gretchen doch etwas sehr ungehobelt vor, deßhalb erröthete sie bis an den Hals und schaute den Rochus mit keinem Auge mehr an. Der Vater aber lud ihn zum Sitzen ein und die Mutter bot ihm einen guten Kaffee an.

„Für den Kaffee meinen herzlichen Dank," gab er zur Antwort; „ich werde sogleich wieder gehen, aber ich halte es für nothwendig, daß ich Ihnen die Schwindeleien des Barthel klar mache, damit Sie nicht betrogen werden. Er hat Ihnen gesagt, ich sei ein Rentner und habe fünfzigtausend Gulden im Vermögen. Die Wahrheit aber ist, daß ich nicht einen einzigen Gulden mein Eigenthum nennen kann. Ich habe da allerdings ein Papier in der Tasche, worauf mein Reichthum bescheinigt steht, aber dieses Papier ist eine Lüge und eine Fälschung. Wie er daran kommt, weiß ich nicht, aber er hat es mir gegeben, um es Ihnen zu zeigen. Er meint, Sie würden auf den Köder anbeißen und mir Ihre Tochter geben. „Wenn der Streich gelungen ist, so liegt Nichts mehr daran, ob es auskommt," sagte er, „aber Du mußt mir für meine Mühe tausend Gulden bezahlen."

Sauermilch fuhr auf und rief: „Aber, wie konnten Sie sich zu einem solchen Bubenstücke hergeben?"

„Lieber Herr," antwortete Rochus, „Sie sehen ja, daß ich aufrichtig bin und Sie nicht hinter's Licht führen will. Dieser Barthel ist ein Betrüger und vielleicht, ja sogar wahrscheinlich auch ein Dieb. Auf den Wunsch meines Herrn bin ich mit ihm gegangen, damit ich den Zettel erhielt, der ihm am Gericht theuer zu stehen kommen wird. Es liegen überhaupt noch Verdachtsgründe anderer Art gegen ihn vor, und wir müssen alle Beweismittel sammeln, um ihn später wegen seiner Schlechtigkeiten zu überführen."

„Lassen Sie mich einmal die Bescheinigung sehen, sagte Sauermilch etwas besänftigt. Rochus überreichte ihm dieselbe.

„Also diese Unterschrift ist gefälscht?" fragte der Bauer.

„Ich hätte es wahrhaftig nicht geglaubt, denn ich kenne die wirkliche Unterschrift des Bankiers und ich hätte diese für so echt gehalten, daß ich keinen Augenblick an Ihrem Vermögen gezweifelt hätte."

„Sie wären also bei einem wirklichen Gauner schwer zu Schaden gekommen," sagte Rochus. „Ich gebe Ihnen aber die Versicherung, daß ich keinen Gulden im Vermögen habe und gewiß nicht so thöricht bin, meine Augen zu Ihrer Tochter zu erheben."

Diese freimüthige Erklärung gefiel der ganzen Familie und sie vergaßen über dieser Offenheit sein linkisches Benehmen und sein sonderbares Aussehen.

„Sie müssen nun doch mit uns Kaffee trinken," sagte die Bäuerin, „denn sie haben uns vor dem Strolche bewahrt. Auch dürfen Sie nicht so schnell zurückkommen, damit er keine Lunten riecht. Wir wollen ihm gegenüber überhaupt den Anschein annehmen, als ob wir Handels einig seien. Ich lade Sie deßhalb ein, recht oft zum Spelzerhofe zu kommen. Sie sollen hier immer eine freundliche Aufnahme finden."

Rochus war damit zufrieden, denn er freute sich, mit so netten Leuten bekannt zu werden und einen Ort zu haben, wohin er gehen konnte, wenn er einen freien Nachmittag hatte.

Als er auf dem Rückewge am Kreuze vorüberkam, erhob sich Barthel hinter der Hecke, kam auf ihn zu und sprach: „Du bist ja eine ganze Ewigkeit ausgeblieben.

„Wie hat's denn gegangen? Hat der Gimpel angebissen?"

„Wir sind einig."

„Hast Du ihm die Bescheinigung gezeigt."

„Ei natürlich!"

„Und was sagte er?"

„Daß ihm die Unterschrift bekannt sei. Wir ha-

ben zusammen Kaffee getrunken, und dann bin ich eingeladen worden, recht häufig hinzukommen."

„Nun, dann ist ja die Sache so gut wie abgemacht. Treibe nur auf die Hochzeit, damit keine Hexe in die Kirche kommen kann. Mir pressirt's auch, damit ich die tausend Gulden bekomme. Wort halten wirst Du doch? Nun, Du kannst nicht anders; ich habe ja Deinen Schein. Junge, wie sich das so rasch gemacht hat! Du siehst nun auch, daß ich einen anschlägigen Kopf habe und eine Sache einzufädeln weiß. Wirst mich sicher später noch oft zu Geschäften brauchen."

Kurz vor der Stadt trennten sich ihre Wege und Rochus kehrte zu seinem Herrn zurück. Dieser empfing ihn in seinem Kabinet und fragte, wie die Sache ausgefallen. Rochus erzählte getreulich die ganze Begebenheit und sprach noch einmal die Befürchtung aus, daß Barthel die Absicht habe, Diana und Prinz zu stehlen."

„Wir sind jetzt auf unserer Hut," antwortete Kemper „und es wird ihm nicht gelingen, auch nur eine Maus zu stehlen, aber ihn werden wir fangen, wenn er sich hierherwagt. Oeffne ihm nur jedesmal die Thüre, wenn er anpocht; es sind die nöthigen Vorkehrungen sowohl innerhalb als außerhalb der Gebäude getroffen. Sprich nicht mit der Dienerschaft über die Angelegenheit, denn es soll nichts herumgeplaudert werden.

Den ganzen folgenden Tag verrichtete Rochus sein Tagewerk und legte sich Abends ziemlich ermüdet zur Ruhe. Er hatte sich aber kaum niedergelegt, als an die Thüre der Düngergrube gepocht wurde. Er stand auf und öffnete und sah Barthel vor sich, welcher dem Anscheine nach ganz außer Athem war. „Mein Gott, wie ich gelaufen bin," sagte er keuchend.

„Warum denn?" fragte Rochus.

„Warum denn, weil ich für dein Glück besorgt bin. Heut' ist Gretchens Namenstag. Die ganze Verwandtschaft ist ihr zu Ehren auf dem Spelzerhofe

versammelt. Nur Du fehlst! Gretchen hat zwanzigmal nach Dir gefragt, aber Du bist nicht da. Was für einen Eindruck wird das machen? Gretchen ist kein Mädchen, das sich vernachlässigen läßt, wahrhaftig nicht. Wenn Du Dich nicht sofort auf die Lappen machst, dann giebt sie Dir morgen einen Korb."

„Aber Barthel, ich muß doch als Wache hier bleiben. Wenn etwas vorfiele, dann käme ich um meine Stelle."

„Nun, dann hättest Du etwas Rechtes verloren! Uebrigens brauchst Du ja nicht die ganze Nacht da zu bleiben. Wenn Du den guten Willen gezeigt hast, dann ist es gut und in der kurzen Zeit, die Du abwesend bist, passirt hier nichts."

„Das kann man nicht wissen, Barthel. Wie wäre es, wenn Du so lange als Wächter hier bliebest."

„Hm", gab er zur Antwort, „ich würde Dir gerne den Gefallen thun, aber es geht mit dem besten Willen nicht. Ich muß auf der Stelle wieder fort. Adieu Rochus, bis nächstens."

Rasch eilte er zu dem Loche hinaus, aber mitten in demselben drehte er sich um und kroch seitwärts auf die Streu. Es war so rasch vor sich gegangen, daß Rochus im Anfange selbst im Zweifel war, bis er ihn im Stroh liegen sah. Er gab sich aber den Anschein, als merke er gar nichts, sondern kleidete sich sonntäglich an und verließ den Stall. Natürlich ging er nicht zum Spelzerhofe, sondern zu seinem Herrn.

„Ich bin schon benachrichtigt," sprach dieser, und es ist Alles vorbereitet, um ihn zu fangen. Geh' hinab und verstecke Dich in einem Winkel, aber sei vorsichtig."

Er that, wie ihm geheißen und legte sich ganz leise in eine leere Krippe, von wo aus er den ganzen Stall überschauen konnte. Der Spitzbube lag noch im Stroh; jetzt aber erhob er sich ein wenig, kroch auf Hand und Fuß bis zu Prinz und Diana hin, und da er Alles für sicher hielt, so erhob er sich vollends. Er hatte aber keine Ahnung davon, daß Beinhauser

und Tolback im Schatten eines dicken Pfeilers mit schweren Peitschen auf der Lauer standen. Er hielt sich im Gegentheile für so sicher, daß er laut zu sprechen begann: „Dieser Esel, so in die Falle zu gehen und mir das Feld zu räumen! Wie es damals mit dem Linnen ging, so wird es heute mit den Pferden gehen. Er glaubt mich fort, und ich bin noch da. Und wenn selbst ein Verdacht auf mich fiele, so darf er ihn nicht einmal aussprechen, weil er pflichtwidrig seinen Wachtposten verließ. Mit dem Namenstag habe ich ihn nicht belogen, das ist wahr. Er kann mir also keine Vorwürfe machen. Nun muß ich einmal speculiren, wie ich mit den Pferden ins Freie komme. Durch's Thor geht es nicht, denn es ist verschlossen, und wenn ich's öffnen wollte, dann gebe es zu viel Geräusch; auch könnten unter dem harten Thorwege die Hufe gehört werden. Hm, über die Mistgrube geht es auch nicht; denn die Pferde könnten auf dem Brette durchbrechen. Zum Deibel, ich hatte mir's so leicht gedacht, und nun finde ich es schwer. Halt! Das hintere Thor an der Reitbahn führt in den Garten. Von dort kann ich ungesehen auf das Feld gelangen und ein Dutzend Pferde fortführen. Es ist überhaupt dumm, daß ich mich mit den Zweien begnüge, wo ich ihrer mehr haben kann."

Er begab sich jetzt in die Reitbahn, durchschritt dieselbe ihrer ganzen Länge nach und öffnete in der äußersten Wand ein nur mit Riegeln verschlossenes Thor. Dann kehrte er zurück, sattelte Prinz und Diana und führte sie am Zaume durch die mit Lohe bestreute Reitbahn und durch das Thor in den Garten. Nochmals zurückkehrend wollte er noch zwei Pferde losbinden; aber als er in der Mitte der Reitbahn angekommen war, ertönte ein schriller Pfiff. Er fuhr erschrocken zusammen und wollte sich durch das noch offen stehende Thor retten, aber er hatte den Weg noch nicht zur Hälfte zurückgelegt, als er von allen Seiten umringt wurde. Die Knechte, welche ihn einschlossen, waren alle mit langen Peitschen bewaffnet,

die ihn am ganzen Körper derart bearbeiteten, daß er kein gesundes Fleckchen an demselben behielt. Vielleicht hätten sie ihn todt geschlagen, wenn nicht von der Galerie herab die Stimme des Herrn Kemper erschollen wäre und Einhalt geboten hätte. Dadurch wurde die Aufmerksamkeit der Knechte auf einen Augenblick abgezogen, und ehe sie sich's versahen, war er zur Thüre hinaus und ihren Blicken verschwunden. Der Garten wurde nach allen Richtungen durchsucht, der Dieb aber nicht gefunden.

„Nun," sagte Herr Kemper, „der Spitzbube wird dem Gefängnisse doch nicht entrinnen. Es ist übrigens gut, daß die beiden Pferde gerettet sind. Die Ställe und die Reitbahn sollen aber in der Zukunft noch besser verwahrt werden, und wenn wir auch den Dieb nicht ertappt haben, so wollen wir dem Gerichte doch die Anzeige machen."

Die Knechte, zu denen sich jetzt auch Rochus gesellte, hatten eine königliche Freude, daß sie den Spitzbuben so durchgewalkt hatten und lachten über seine Sprünge, sein Geschrei und seine Grimassen. Rochus hatte auf einmal ein ganz anderes Gewicht bei ihnen bekommen, denn durch ihn war es ja möglich geworden, den Dieb zwischen die Peitschen zu nehmen.

Am vergnügtesten war Herr Kemper, weil ihm seine beiden Prachtpferde geblieben waren, und er schaute den Rochus, wie seinen Wohlthäter an. „Es war freilich nicht Recht von ihm, daß er den Dieb in den Stall ließ," sagte er, „aber es hat so sein sollen, damit wir ihn fingen. Wahrscheinlich hätte der Gauner, der so bekannt mit den Oertlichkeiten war, doch einen Weg gefunden, um zu den Pferden zu kommen und sie gerade so ungestraft entführt, wie früher. Ich bleibe dabei, der Rochus, wie dumm und ungeschickt er auch aussieht, ist ein Kapitaljunge, und ich will versuchen, etwas Tüchtiges aus ihm zu machen. Ich bin das schon meinem lieben Dörfchen Spitzkirchen schuldig, wo ich das Licht der Welt erblickt habe."

In den Pferdeställen, in den Remisen und Reit-

bahnen sprach man den ganzen Tag von nichts Anderm, als von dem Diebstahle. Alle Herren und Damen, welche zum Ausreiten oder zum Unterrichtnehmen kamen, mußten die Geschichte hören und die beiden Pferde besehen. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß man auch von dem Retter der Pferde sprach, und so gelangte der unbedeutendste Mensch in Herrn Kemper's Geschäfte plötzlich zu einem Rufe. Jeder betrachtete ihn, sprach ein paar Worte mit ihm und wunderte sich, daß hinter dem dummen Gesichte so viel Verstand steckte. Die Heirathsgeschichte wurde sowohl von Herrn Kemper, als auch von Rochus verschwiegen, damit Sauermilch und Gretchen nicht in den Mund der Leute kamen.

Kemper hatte den Vorfall natürlich der Polizei angezeigt, und diese leitete sofort die Untersuchung ein. Rochus mußte zuerst auf dem Amte erscheinen, um seine Aussagen zu machen. Der Commissar, welcher ihn vernahm, schrieb seine Angaben in ein Buch und sagte: „Wenn die Personalbeschreibung paßt, wie Du sie gegeben hast, dann heißt der Strolch nicht Barthel, sondern Froschhammer. Dieser Kerl hat schon ein Dutzendmal wegen Diebstahls im Gefängnisse gesessen; aber kaum haben sich die Kerkerthüren aufgeschlossen, so beginnt er sein altes Diebsgeschäft wieder. Um einen Vorwand zu haben, in den Häusern zu erscheinen, schlachtet er zuweilen ein armseliges Stück Vieh und speculirt beim Herumtragen die Gelegenheit aus, wo es etwas zu stehlen giebt. Du kannst Gott nicht genug danken, daß er noch frühzeitig genug entlarvt worden ist, denn er hätte Dich am Ende auch noch auf eine schlimme Bahn gebracht."

Rochus sah die Wahrheit dieser Worte ein und er nahm sich fest vor, künftig mehr an Gott zu denken und seine religiösen Pflichten pünktlich zu erfüllen. In diesem Vorhaben wurde er noch mehr bestärkt, als Herr Kemper ihm sagte: „Schau, wenn der Mensch besser zur Messe gegangen wäre und alle Monate gebeichtet hätte, dann wäre er so tief nicht gesunken.

Wer fest an Gott und seinen Geboten hält, der kommt nicht auf solche Abwege. Nimm Dir ein Exempel daran und nimm niemals einen ungerechten Kreuzer in die Hand."

Auch die Stallknechte und wer sonst etwas über den angeblichen Barthel wußte, wurde verhört; es gab einen ganzen Actenstoß. Des Schreibwerks war also sicherlich genug, aber der Dieb war entwischt, und wie weit auch die Polizei die Augen aufthun mochte, sie konnte ihn doch nirgends erspähen. Die Steckbriefe flogen nach allen Himmelsgegenden und es wurde eine lobenswerthe, aber leider vergebliche Thätigkeit entfaltet. So gerieth der Diebstahl allmählig in Vergessenheit und Niemand dachte mehr daran, daß der Barthel noch einmal eingefangen werde.

Niemand hatte von dem Vorfalle größern Nutzen, als Rochus, denn Herr Kemper war aufmerksam auf ihn geworden, beobachtete ihn unausgesetzt und fand, daß er brauchbar war. Eines Tages erschien er im Stalle, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Du sollst jetzt reiten lernen."

Es ging ihm ordentlich heiß über den Rücken bei diesen Worten, denn er hatte den stillen Wunsch schon lange gehabt, aber nicht gewagt, ihn zu äußern.

„Leg' dem Braunen dort eine Decke auf," fuhr Herr Kemper fort, „und versieh ihn mit Zaum und Gebiß."

Rochus war bald damit fertig und führte den Braunen in die Reitbahn, worin Niemand anwesend war.

„Wirf den langen Rock ab," sprach Kemper. „Du siehst aus wie ein Küster, und das macht sich auf dem Pferde ganz lächerlich."

Als Rochus in den Hemdärmeln dastand, fuhr Kemper fort: „Thue einmal einen Anlauf und versuche auf den Rücken des Pferdes zu springen!"

Das schien ihm unmöglich, aber er mußte gehorchen und that einen Anlauf. Die Probe fiel ungeschickt genug aus uud Herr Kemper lachte, daß er sich

die Seiten halten mußte. Der Anlauf wurde zum zweiten und dritten Male gemacht und er fiel jedesmal ebenso ungeschickt aus, wie das erste Mal. Zum vierten Male aber saß er oben und er war nicht wenig froh darüber.

„Jeden Morgen, ehe die Reiter kommen," befahl Kemper dem Beinhauser, „soll Rochus von Rechts, Links und Hinten auf das Pferd springen. Du wirst ihm den Unterricht ertheilen und wenn er's tadellos kann, mich benachrichtigen. Wie ich mich überzeugt habe, besitzt er viel Geschick, und es wird Dir nicht schwer fallen, ihm die nothwendige Gelenkigkeit beizubringen."

Einige Zeit später hielt Kemper Inspection ab und war sehr zufrieden. „Rochus," sagte er, „was das Springen auf das Pferd angeht, so kannst Du es mit einem Kunstreiter in die Wette thun, und ich bin überzeugt, daß Du es auch im Reiten allen Stallknechten zuvor thun wirst, ehe sechs Monate vergangen sind; aber ich kann Dir Nichts von dem niedern Dienste schenken; Du mußt Alles lernen und selbst thun können, sonst bist Du später nicht im Stande, ein eigenes Geschäft zu leiten."

„O, lieber Herr," antwortete Rochus, „alle Arbeit, die ich hier zu thun habe, macht mir großes Vergnügen, und ich möchte um keinen Preis davon entbunden sein, denn ich fühle recht gut, daß man Alles können muß, wenn man etwas Rechtes werden will."

Diese Antwort gefiel Herrn Kemper und er entgegnete: „Gut, mein Junge; aber es gehört noch sehr viel dazu, besonders auch die Kenntniß der Pferde. Mein Sohn Franz wird von jetzt ab alle Tage eine Stunde Unterricht im Zeichnen von Pferden haben. Der Herr Professor soll ihm ebenfalls die Kenntnisse über den Bau, die innere Einrichtung des Körpers und die Pflege derselben ertheilen. Das ist höchst interessant und lehrreich, und es steckt für einen künftigen Pferdehändler, Reitlehrer 2c. ein ganzes Kapital

darin. Wenn Du Dich diesem Unterrichte anschließen willst, dann soll es mir recht lieb sein."

Sein Auge leuchtete vor Freuden und er gab zur Antwort: „Wie soll ich Ihnen für alle Ihre Güte genug danken? Gewiß nehme ich gerne Antheil, aber ich fürchte, ich mache es recht schlecht, denn in Spitzkirchen habe ich nicht viel gelernt und vom Zeichnen gar keinen Begriff."

„Nur Courage," entgegnete Kemper; „frisch gewagt ist halb gewonnen. Morgen ist die erste Stunde, da kannst Du gleich mitkommen und anfangen."

Als Kemper den Stall verlassen hatte, war Rochus ganz außer sich vor Freude und hätte gerne alle die Pferde der Reihe nach umarmt.

V.

Der junge Kemper hieß, wie wir gehört haben, auch Franz, wie sein Vater. Letzterer hatte kein Geld gescheut, um seinem Sohne eine tüchtige Erziehung zu geben; aber bei Vätern, die sich aus der Niedrigkeit und der Armuth zu einer gewissen Höhe emporgearbeitet haben, kommt es nicht selten vor, daß die Kinder aus der Art schlagen. Es mag seinen Grund darin haben, daß alle ihre Wünsche befriedigt werden, daß der Ueberfluß im elterlichen Hause sie mehr an ein Genußleben gewöhnt, welches ja so recht geeignet ist, jeder geistigen Thätigkeit einen Damm entgegen zu setzen. Franz hatte sich lange in Privatschulen herumgetrieben, war dann eine Reihe von Jahren auf dem Gymnasium und der Realschule gewesen und zuletzt mit dem Bemerken nach Hause geschickt worden, daß er keine Anlage zu weitern Studien habe.

Kemper war sehr betrübt darüber; denn er hatte es sich in den Kopf gesetzt, aus dem Jungen müsse

ein Geistlicher werden. Das hatte nun gute Wege; er mußte sich nach einer andern Beschäftigung für ihn umsehen. Er dachte bald an Dieses, bald an Jenes, aber Alles scheiterte an Franz, denn er hatte zu Nichts eine Vorliebe. Da wurde Kemper endlich ärgerlich und sagte: „Etwas mußt Du lernen, denn ein Faullenzer wird bald zu einem Bösewichte. Du sollst Stallknecht werden, um mit Pferden umgehen zu können."

Es wäre dem Franz recht heilsam gewesen, wenn sein Vater diese Drohung durchgeführt hätte, aber er ließ sich von der Frau Mama rühren. „Lieber Mann," sagte diese, „Du weißt ja, daß der Junge gar keine Lust an den Pferden hat und niemals in den Stall geht. Man darf doch einem jungen Menschen das Leben nicht ganz verbittern. Wozu auch? Wenn wir einmal sterben, dann hinterlassen wir ihm ja Geld genug zu einem anständigen Leben; er braucht gar Nichts zu thun."

„Liebe Frau," gab Kemper zur Antwort, „die Menschen, welche Nichts thun, sind mir ein Greuel, und sie müssen wahrhaftig schon sehr reich sein, wenn es ihnen bis an's Ende aushalten soll. Außerdem liegt mir auch die Fortsetzung des Geschäftes am Herzen, denn sieh, wir haben so zu sagen mit Nichts angefangen und das Geschäft durch unsern Fleiß nach und nach auf eine solche Höhe gebracht, daß wir stolz darauf sein können. Soll das nun Alles mit unserem Tode aufhören? Wahrhaftig, ich kann mich in den Gedanken nicht finden."

Diese und noch andere Bedenklichkeiten gingen lange mit ihm herum, aber sie wurden der Mutter wegen nicht ausgeführt. Da kam Rochus und Kemper erkannte in dem dämlichen Jungen sogleich den Pferdeliebhaber. Ein Gefühl von Edelsinn gegen seine Heimath bestimmte ihn, sich des Jungen anzunehmen und ihm ein Wohlthäter zu werden; als er aber sah, wie der Junge sich noch weit über seine Erwartung entwickelte, da schloß sich an den ersten Gedanken ein

zweiter: „Mein Junge hat keine Ader für das Geschäft; wenn aber Einer da wäre, der das Ganze leitete, so könnte er immer dem Namen nach der Herr bleiben und den größten Theil des Gewinnstes ziehen. Seinen Stallknechten traute er das nicht zu, und mit dem finstern Stallmeister Tolback mochte er sich in ein solches Abkommen nicht einlassen; dagegen schien es ihm nicht unmöglich, daß er den Rochus für seine Absichten erziehen könne. Von diesem Augenblicke an stand sein Plan fest und er versäumte Nichts, um dem jungen Stallknechte alle nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten beibringen zu lassen; doch hielt er seine Absichten geheim, weil er ja noch nicht wissen konnte, welche Hindernisse sich im Laufe der Zeit entgegenstellten. Auch seiner Frau sagte er Nichts, denn er wußte im Voraus, daß sie sagen würde: „Aber, lieber Mann, wie kann man für einen fremden, hergelaufenen Jungen so viel Theilnahme zeigen und solche Pläne auf ihn bauen? Laß den Jungen den Stall misten und Sporen putzen, das paßt sich besser für ihn."

Sie würde sich wohl auch seiner Theilnahme am Unterrichte entgegengestellt haben, aber er wußte dem eine Wendung zu geben, daß sie dieselbe selbst billigte. „Unser Franz," sagte er, „muß durchaus Jemanden neben sich haben, der ihn treibt, sonst kommt er sicher nicht vom Fleck und in den ersten acht Tagen ist ihm der Unterricht wieder ganz verleidet. Er ist leider kein Student, aber wenn Jemand mit ihm arbeitet, dann geht es doch ein wenig besser."

Das sah die zärtliche Mama ein, und so durfte Rochus kommen, obschon sie viel lieber gesehen hätte, daß irgend ein reicher Kaufmannssohn sein Mitschüler geworden wäre.

An dem bestimmten Tage machte sich Rochus so hübsch, als es mit dem langen Rock und dem dreieckigen Hute geschehen konnte und stieg die Treppe zur Wohnung des Herrn Kemper hinauf. „Der Herr ist in seinem Zimmer," sagte das Dienstmädchen; „Sie sollten nur gleich hereinkommen."

Mit klopfendem Herzen pochte er an und trat auf den Hereinruf in das Gemach. Kemper saß im Lehnstuhle und rauchte aus der langen Pfeife. Ein weiches Lächeln spielte um seine Lippen, als er den jungen Mann sah, der in dem langen Rocke viel Aehnlichkeit mit Hieronymus Jobst hatte.

„Rochus," sagte er, „wenn Du noch einmal getauft würdest, dann wollte ich Pathe stehen und Du solltest wahrhaftig nicht Rochus genannt werden, sondern Victor, Balduin, oder so etwas. Rochus, das klingt gerade, wie Dein Rock aussieht. Nun, den Namen kann man nicht mehr ablegen, aber wohl den Rock. Schau einmal her, ich habe Dir da ein schmuckes Reithabit machen lassen; darin wirst Du eine ganz andere Figur spielen. Komm, wir wollen es anziehen."

Er half ihm nun in die Kleider hinein und hatte seine Freude, daß Alles so nett saß. „Wahrhaftig, mein Junge," sagte er, „Dein äußerer Mensch hat jetzt um hundert Procent gewonnen, und ich wette, Deine eigene Mutter kännte Dich nicht wieder."

Rochus war natürlich im höchsten Grade über den vortheilhaften Wechsel entzückt und erschöpfte sich in Dankesworten. Kemper aber schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Mach keine Flausen; ich hab' Dir's gern gegeben, weil Du Dich brav aufgeführt hast und fleißig gewesen bist. Nun höre aber, was ich Dir sagen will. „Mein Sohn Franz ist kein großer Student, aber ich denke, zu Zweien wird er der Sache doch mehr Geschmack abgewinnen. Sei Du nun recht fleißig, und wenn er faul und nachlässig ist, so sprich ihm recht warm zu und suche ihn auf die gute Bahn zu bringen. Willst Du das?"

„Mit Freuden," antwortete Rochus, „aber ich werde sicher von ihm lernen müssen und er nicht von mir. An Eifer und gutem Willen soll's aber nicht fehlen."

Herr Kemper führte ihn nun in das Zimmer seines Sohnes und sprach: „Franz, da bringe ich Dir einen Studiengenossen. Er ist ein braver Junge; sei

freundlich und gut mit ihm, aber laß Dich nicht von ihm überholen."

Damit war die Vorstellung zu Ende, und der Vater ließ die beiden jungen Leute allein. Franz überragte den Rochus um eine halbe Kopflänge, aber in geistiger Beziehung stand er tief unter ihm. Er war übrigens ein durchaus gutmüthiger Mensch und empfing den Stallknecht mit unverkennbarem Wohlwollen. Rochus schaute im Zimmer umher und fand zu seiner Verwunderung die sämmtlichen Wände mit Abbildungen von Pferden, Sätteln, Zaumzeugen, Wagen, Karren und dergleichen bedeckt.

„Mein Freund," sprach Franz, „man sollte nach diesen Abbildungen glauben, ich sei ein eingefleischter Pferdenarr; das ist aber gar nicht der Fall, ich habe gar keinen Sinn dafür. Mein Vater meint aber, wenn ich solche Bilder immer vor Augen hätte, dann käme die Lust allmählich von selbst. Das ist übrigens ein Irrthum. Ich gehe lieber spazieren oder auf die Jagd, und ich glaube, daß ich in meinem Leben nicht lerne, auf einem Pferde zu sitzen. Nun kommt noch gar dieser dumme Unterricht dazu, der mir einen ordentlichen Schrecken einflößt. Ich weiß im Voraus, daß ich Nichts lerne, und wenn ich's thäte, so würde ich doch keinen Gebrauch davon machen."

Rochus war in Verlegenheit, was er antworten sollte. „Ich glaub' wohl, daß es Dir keinen Spaß macht," sagte er; „mir ging es mit der Landwirthschaft gerade so; aber Dein Vater meint es gut mit Dir, und ich halte es für unsere Pflicht, daß wir ihm keinen Verdruß, sondern Freude machen."

„Mit Absicht gewiß nicht," antwortete Franz, „aber es wird schon von selbst kommen. Doch, wozu sollen wir uns die Köpfe zerbrechen? Komm' einmal mit in mein Vogelzimmer, da wirst Du Dir die Augen aussehen!"

In's Vogelzimmer kamen sie nicht, denn der Herr Professor klopfte jetzt zu Franzens größtem Verdrusse an die Thüre und trat gleich nachher mit einer großen Mappe ein.

Wir wollen von dem Unterrichte und den tausend Mühen, welche der Herr Professor mit Franz hatte, gar nicht reden, denn es würde uns zu weit führen. Was Rochus anging, so hatte er gar keine Vorbildung und es wurde ihm im Anfange außerordentlich schwer, dem Vortrage zu folgen und im Zeichnen einige Fortschritte zu machen, aber das änderte sich schon nach einem Monate so sehr, daß Franz sehr bedeutend im Hintergrunde stand. Dieser Umstand war natürlich recht geeignet, ihm die Studien nun gänzlich zu verleiden, aber Rochus hatte die richtige Art an sich, ihn für sich zu gewinnen und ihn immer wieder von Neuem zur Arbeit anzutreiben. Es geschah aber mit so großer Liebe und Schonung, daß Franz nichts Niederdrückendes darin fand, sondern sich ihm, wenn auch widerstrebend, fügte. Nach und nach bildete sich zwischen den jungen Leuten ein freundschaftliches, fast brüderliches Verhältniß.

Rochus gewann eine sehr bedeutende Autorität über Franz, aber, was das Studiren anging, so beschränkte sich sein Einfluß auf Null. „Quäle mich nicht damit,“ pflegte er zu sagen, „denn es ist mir sehr gleichgiltig, wie ein Pferd inwendig und auswendig aussieht, wie es gepflegt und gefüttert werden muß und so weiter und so weiter. Wenn ich einmal selbständig bin, dann habe ich Geld genug und brauch' mich um die Pferde nicht mehr zu kümmern. Allerdings will ich meinem Vater gehorsam sein und den Herrn Professor anhören, aber daß ich von dem Zeuge Nichts behalten kann, das versteht sich ja von selbst.“

Der Herr Professor hielt es für gewissenlos, dem Herrn Kemper das Geld abzunehmen, ohne Etwas dafür zu leisten; er begab sich deßhalb zu ihm und stellte ihm vor, daß es am Ende doch vernünftiger sei, wenn der Unterricht eingestellt werde, denn der Herr Sohn habe in all' der Zeit eigentlich noch gar Nichts gelernt.

„Ich glaube es wohl,“ antwortete Herr Kemper, „aber ich will doch wenigstens Nichts an ihm versäu-

men, damit ich mir später nicht selbst einen Vorwurf machen muß."

„Vielleicht," meinte der Herr Professor, „neigt er sich mehr nach einer andern Richtung hin, und dann wäre es besser, ihm darin voranzuhelfen."

„Seine Neigung beschränkt sich auf Nichtsthun, Essen, Trinken, Vergnügen und schöne Kleider," antwortete Kemper; „sonst hat er keine. Diese aber sind leider schon zu sehr ausgebildet und der Nachhilfe bedarf es ganz und gar nicht. Doch sagen Sie mir, wie es mit dem Rochus geht."

„Ja, Herr Kemper, wenn Ihr Sohn so wäre, dann wollte ich Ihnen Glück wünschen," antwortete der Professor. „Ich habe mein blaues Wunder an ihm erlebt. Als ich ihn zum ersten Male sah, kam er mir dumm vor, und es fehlten ihm so zu sagen alle Kenntnisse. Nur lesen, schreiben und rechnen konnte er, wie man's eben in der Dorfschule lernt. Vom Zeichnen verstand er nicht die Probe; er konnte nicht einmal den Bleistift richtig halten; aber wie ist das so ganz anders geworden! Er zeichnet jetzt ein Pferd so richtig und schön, daß ich Nichts daran auszusetzen habe. Es ist Leben und Bewegung darin, und er weiß über jeden Strich Rechenschaft zu geben. Sie sollten aber auch einmal sehen, wie der junge Mann mir am Munde hängt, wenn ich ihm Etwas auseinandersetze, und wenn er nicht Alles versteht, so hat er keine Ruhe, bis er es ganz begriffen hat. Es ist schon nicht so ganz leicht, den innern Bau eines Thieres richtig aufzufassen, über die einzelnen Knochen, die Muskeln, die Adern, Nerven, den Magen und so weiter Bescheid zu wissen; aber legen Sie ihm einmal eine Frage vor und Sie werden erstaunen, wie er überall zu Hause ist."

„Es hat mir gerade gegangen, wie Ihnen, Herr Professor; ich habe ihn im Anfange auch für recht dumm gehalten, und er machte in der That den Eindruck, war auch in seiner Erziehung sehr vernachlässigt, aber die Liebe zu den Pferden leuchtete ihm

aus den Augen, und das ist auch Schuld daran gewesen, daß ich ihn von der ersten Stunde an gut leiden konnte und in meinen Schutz nahm. Schon um des Rochus willen möchte ich den Unterricht fortgesetzt wissen. Wer weiß, es kann doch auf die eine oder andere Weise meinem Jungen wieder einmal von Nutzen sein."

Wie mit dem Studieren, so ging es auch mit den übrigen Sachen. Rochus hätte niemals in eine bessere Stellung gerathen können. Alles hatte Interesse für ihn, und aus diesem Grunde erfüllte er seine Obliegenheiten mit Freuden und begriff Alles sehr leicht.

Beinhauser sagte eines Tages zu ihm: „Als Du in Deinem langen Rocke zuerst hieherkamst, da habe ich Dich für einen rechten Dämelack gehalten, und ich begreife noch heute nicht, wo Dein dummes Gesicht geblieben ist. Du reitest wahrhaftig besser, als ich und ich wüßte nicht, was ich Dich noch lehren könnte."

„Ah," antwortete Rochus, „Du hältst Deinen Narren mit mir, aber ich werde trachten, daß ich Dein Lob verdiene."

Die jungen Herren wollten immer den Rochus bei sich haben, wenn sie ausritten, denn seine Leichtigkeit, Behendigkeit und Umsicht gab ihnen ein größeres Gefühl der Sicherheit, als wenn ein Anderer bei ihnen war; aber sie nannten ihn niemals Rochus, sondern Victor, wie Herr Kemper ihn einmal im Scherze geheißen. Niemanden gaben sie so gerne und so reichliche Trinkgelder, als ihm. „Es ist allein für Dich," sagten sie; „thue es nicht in die gemeinschaftliche Kasse." Aber dazu war er viel zu ehrlich; er lieferte Alles pünktlich ab und behielt keinen Pfenning für sich.

Nach und nach vertraute ihm Herr Kemper auch einen Theil des Reitunterrichts an, und er hatte die Genugthuung, daß die Schüler sich sehr zufrieden über ihn aussprachen. Zwei Jahre waren seit seinem ersten Eintreffen in der Stadt vergangen. Den größten Theil seines Lohnes hatte er stets der Mutter geschickt, und dieser war es sehr gut gekommen, denn der Ver-

lust des Leinens und die Proceßkosten hatten sie so weit zurückgebracht, daß sie gar nicht recht wieder zu Athem kommen konnte. Besucht aber hatte er sie noch gar nicht. Das sollte aber in diesem Jahre geschehen; Herr Kemper hatte bereits seine Zustimmung dazu gegeben und er wollte nur noch den Sturz des Sparkassentopfes abwarten. Dieser fand regelmäßig am Sylvesterabende statt und es war ein Fest damit verbunden.

Als am Abende die Pferde abgefüttert waren, wurde die große Stallglocke gezogen; es war dieses ein Zeichen, daß alle Betheiligten im Wohnzimmer des Herrn Kemper erscheinen sollten. Das Zimmer war heute außergewöhnlich hell erleuchtet und in der Mitte desselben stand ein langer gedeckter Tisch, auf dem eine riesige Bowle Punsch glänzte. Vor jedem Stuhl befand sich außerdem ein Gedeck, Braten und sonstige Speisen waren auf der Tafel vertheilt. Der Stallmeister Tolbak schritt der Dienerschaft voran und trug einen sehr großen Spartopf im Arme, den er auf die Mitte des Tisches niederstellte. Herr Kemper wies Jedem seinen Platz an und gab dann das Zeichen zum Tischgebete, welches von allen Anwesenden laut gesprochen wurde. Frau Kemper und die Köchin bedienten sie und bald rasselten Messer, Löffel und Gabeln. Herr Kemper konnte bei solchen Gelegenheiten recht heiter sein, denn er war ein aufrichtiger Menschenfreund und nahm herzlichen Antheil an der Freude seiner Untergebenen. Als das Essen vorüber war, wurde die Bowle in Angriff genommen, und der Stallmeister brachte einen Trinkspruch auf Herrn Kemper und seine Gattin, der allgemeinen Beifall fand. Nun erhob sich der Hausherr und sprach: „Meine Freunde, es liegt ein recht glückliches Jahr hinter uns, denn alle unsere Leute haben bis zu der jetzigen Stunde ausgehalten; Keiner ist vor der Zeit aus dem Dienste getreten. Mit Freuden sage ich auch, daß ihr Euere Pflicht gethan habt. Ihr seid fleißig und brav gewesen und es ist kein einziges Thier zu

Schaden gekommen. In Folge dessen ist meine Einnahme eine so gute gewesen, daß ich Jedem von Euch im neuen Jahre einen Lohnzusatz machen werde. Um mich aber auch heute schon dankbar zu bezeigen, erhält Jeder als Neujahrsgeschenk einen Doppellouisd'or und einen neuen Anzug."

Das war noch niemals dagewesen; deßwegen brachen aber auch Alle in lautes Jauchzen aus und wollten gar nicht aufhören, den Herrn Kemper hoch leben zu lassen.

Die Freude wurde immer größer; als sich aber der Zeiger der großen Stubenuhr der zwölften Stunde näherte, da sprach Herr Kemper: „Frau, hol' den Schlüssel zum Spartopfe, damit die Vertheilung noch im alten Jahre vor sich geht."

Frau Kemper öffnete den Secretär und nahm aus einer Schieblade einen Schlüssel, den sie ihrem Manne überreichte. Der Stallmeister reichte ihm den Spartopf und Kemper steckte den Schlüssel hinein. Mit der größten Spannung hingen Aller Augen an seiner Hand, und er zögerte absichtlich ein wenig, um diese Spannung noch zu erhöhen. Jetzt hob er den Deckel und schüttete den Inhalt auf den Tisch. Es war ein ganzer Berg von Gulden und kleinerem Gelde. Das Herz lachte den Dienstboten vor Freude und Herr und Frau Kemper hatten lange zu zählen, bis sie die Summe rund hatten. Sie war über Erwarten groß und befriedigte selbst den Stallmeister, der doch sonst in diesem Stücke etwas begehrlicher Natur war.

Herr Kemper ließ sich ein Stück Papier reichen, und rechnete aus, was Jeder bekam; dann reichte er die Antheile über den Tisch und freute sich, daß sie so reichlich ausfielen. Mit dem Schlage zwölf war die Theilung vorüber und nun begann ein Jubel, der das Haus von Oben bis Unten erfüllte.

Die Glückseligkeit Victors, wie wir ihn ebenfalls jetzt nennen wollen, war nicht zu beschreiben; denn er hatte niemals so viel Geld in seinem Besitze gehabt.

Sonst trank er wohl gerne ein Gläschen Punsch, aber heute war er zu voller Freude; er mußte immer daran denken, was man Alles mit dem vielen Gelde anfangen konnte, und er machte schon Pläne über Pläne, wobei das Trinken natürlich vergessen wurde. Herr Kemper hob übrigens bald nach ein Uhr das Fest auf, wünschte Allen noch einmal ein glückseliges neues Jahr und begab sich in sein Schlafgemach. In der Thüre wandte er sich noch einmal um und sagte: „Victor, morgen nach der Frühmesse kommst Du zu mir, denn ich will vor Deiner Abreise noch mit Dir sprechen."

Victor hatte lange nicht so süß und angenehm geschlafen, wie in dieser Nacht. Draußen war ein rechtes Neujahrswetter; der Schnee fiel unaufhörlich in dichten Flocken und der heulende Sturm peischte ihn nach allen Seiten hin. Vor dem Einschlafen hörte er noch das Pfeifen und Toben desselben, aber es diente nur dazu, ihm das warme Bett noch süßer und angenehmer zu machen. Wie anders war es ihm jetzt zu Muthe, als damals, da er noch mit dem Barthel Froschhammer Freundschaft hielt. „Wäre ich noch länger mit ihn umgegangen," dachte er, „so wanderte ich jetzt wahrscheinlich auch als Vagabond durch die Welt oder säße schon längst hinter Schloß und Riegel. Meine Mutter hatte wohl recht, wenn sie sagte: ‚Junge, halt' Gott vor Augen!' ‚denn wahrlich, ohne Religion verkommt der Mensch früh oder spät, und es nimmt immer ein schlechtes Ende."

Als er am folgenden Morgen in die Messe ging, sank er bis über die Knöchel in den Schnee. Er fürchtete deßhalb, nun werde es mit dem Reisen Nichts.

Herr Kemper war schon auf, als er zurückkam; er drückte ihm freundlich die Hand und lud ihn ein, das Frühstück mit ihm zu nehmen, da es zu lange dauern werde, bis die andern Knechte kämen. Victor aber machte ein so betrübtes Gesicht, daß sein Herr sagte: „Man sollte glauben, Du gingest nicht gerne

nach Hause, so trübselig schaust Du drein. Wo hapert es denn?"

„Ach," gab Victor zur Antwort, „ich hatte mich so sehr auf die Heimreise gefreut, und nun sind die Wege so verschneit, daß kein Durchkommen ist."

„Nun, dafür weiß ich Rath, mein Junge," sprach Kemper. „Der Braune ist lange nicht mehr in Thätigkeit gewesen; es wäre sehr gut für das Thier, wenn es wieder einmal tüchtig geritten würde. Nimm es also mit, es läuft wie der Wind und macht sich Nichts daraus, wenn es eine tüchtige Tracht auf dem Rücken hat. Aber ich wollte Dir noch Etwas sagen: Du bist auch in diesem Jahre wieder recht fleißig gewesen und hast mir viel Vergnügen gemacht; darum will ich mich auch erkenntlich zeigen und Dir ein hübsches Neujahrsgeschenk für Deine Mutter mitgeben. Hier ist eine Rolle mit Geld. Stecke sie zu Dir und reite glücklich. Sage Deiner Mutter, daß ich rechtes Mitleid mit ihr habe und gerne mehr für sie thäte; aber Du weißt ja, daß man fast niemals die Hände aus den Taschen bekommt und daß man alle Tage einen Aufschlag der Futterpreise fürchtet."

Victor wußte vor Glück kaum, wie er genug danken sollte, aber was an Worten fehlte, das war doch an treuer innerer Gesinnung vorhanden. Nachdem er über seine Kleidung noch einen schweren Reitermantel geworfen und dicke, hirschlederne Handschuhe angezogen, schwang er sich auf das Pferd und ritt von dannen. Die ganze weite Ebene rings umher war ein einziges Schneefeld, aus dem nur hier und dort ein Baum oder ein Heu- und Fruchtbarm ein wenig hervorragte. Auf große Entfernungen sah man auch diese kaum, weil sie ebenfalls mit Schnee bedeckt waren. Selbst auf die Dörfer mit den niedrigen Häusern wurde man nur durch den aus Schornsteinen aufsteigenden Rauch aufmerksam. Da wurde das Pferd trotz seiner Kraft recht müde und bald rauchte es wie ein Kessel kochenden Wassers. Er hielt es deßhalb auf halbem Wege für nöthig, eine kurze Rast zu machen und

ihm Futter zu reichen. In einem Wirthshause an der Landstraße kehrte er ein und führte das Thier in den Stall. Als er das Pferd an die Krippe gebunden und ihm Hafer hineingeschüttet hatte, da hörte er in der Ecke Jemanden schnarchen. Er schaute sich um und sah aus dem Stroh einen Kopf hervorkommen. Auf den ersten Blick kam ihm dieser Kopf bekannt vor, und als er ihn genauer betrachtete, hätte er beinahe einen lauten Schrei ausgestoßen, denn er erkannte in ihm den längst unsichtbar gewordenen Barthel Froschhammer.

„Halt, Männchen," dachte er, „Du bist damals mit heiler Haut davon gekommen, aber diesmal soll es Dir so leicht nicht gelingen."

Rasch entfernte er das Stroh von dem Schlafenden und griff nach seinem Arme. In diesem Augenblicke erwachte Barthel und starrte den über ihn Gebückten mit großen Augen an. Ob er ihn erkannte, ist sehr zweifelhaft, aber er war einer von den Leuten, die immer auf dem qui vive stehen und in jedem Menschen einen Spion und Verräther erblicken. Im Hui war er auf, schüttelte den Angreifer von sich und schoß durch die Stallthüre von dannen.

„Hm," murmelte Victor, „der Dämelack ist noch immer nicht ganz aus mir verschwunden. Es wäre so leicht gewesen, den Spitzbuben zu fangen. Wer weiß, wann sich jetzt einmal wieder Gelegenheit dazu findet!"

In die Stube wagte er nicht zu gehen, denn er fürchtete, der Strolch könne umkehren und ihm das Pferd fortreiten. Nach einer halbstündigen Rast setzte er seinen Weg fort und spähte überall nach dem Barthel umher, aber er fand keine Spur von ihm. Endlich erblickte er in der Ferne den Kirchthurm von Spitzkirchen, und nun hatten alle Nebengedanken ein Ende; er beschäftigte sich nur noch mit seiner Mutter und der Freude, welche sie empfinden würde, nach so langer Abwesenheit, ihn wieder einmal unter ihrem Dache zu sehen.

VI.

Jeder, der einmal lange von der Heimath entfernt war, kennt das anheimelnde Gefühl, welches bei der Wiederannäherung Besitz von seinem Herzen nimmt. Als Victor die Feldflur von Spitzkirchen erreichte, wurde es ihm trotz der bittern Kälte ganz warm im Herzen. Bei jedem Baume und bei jedem beschneiten Strauche tauchte eine Erinnerung in ihm auf. Hier hatte er in jenen sorgenlosen Jahren träumend im Schatten eines blühenden oder früchtetragenden Obstbaumes gelegen, dort ein Nest mit jungen Vögeln oder Eiern gewußt. Es gab kaum ein Fleckchen, an welchem nicht irgend eine selige Lust hing. Sein Blick flog jetzt zu dem spitzen Kirchthurme empor, wo er so oft die Glocken geläutet hatte. Im Geiste stieg er die dunkle Steintreppe hinab in die Kirche, wo ihm die Altäre mit den brennenden Kerzen, die betenden Gläubigen, der Herr Pfarrer rc. vor Augen traten.

„Damals," sagte er leise und mit innigem Bedauern, „fehlte mir leider die kindliche Frömmigkeit, und später trug der Barthel dazu bei, daß sie noch mehr verschwand. Wenn ich nicht das Glück gehabt hätte, zu Herrn Kemper zu kommen, so sähe es noch jetzt schlimm oder vielleicht schlimmer um mich aus. Ich kann Gott nicht genug danken, daß er mich zu ihm führte."

Zur Seite bemerkte er jetzt den zugefrornen Bach und jenseits desselben die Wiese, wo er das Linnen seiner Mutter gebleicht hatte. Natürlich fiel ihm jene böse Nacht ein und er wandte sich mit einem unangenehmen Gefühle von der Strohhütte ab, welche noch immer an derselben Stelle stand.

Jetzt ritt er in das Dorf hinein. Die Hufe des Pferdes klapperten so laut auf dem gefrornen Boden, daß die Leute an die Fenster eilten und den Reiter anstarrten, denn ein Mann zu Pferde, wenn man die Ackerknechte abrechnet, war in Spitzkirchen eine sehr

seltene Erscheinung. Sie verwunderten sich aber noch mehr, als der Reiter an dem Wirthshause vorüberritt und an der Thüre der armen Sanna still hielt.

Sie saß eben am Herdfeuer, bereitete ihr einfaches Mahl und betete den Rosenkranz dazu, als das Pferdegetrappel an ihr Ohr tönte. Seit jenem Vorfalle hatte sie so einsam und zurückgehalten gelebt, daß man sie fast menschenscheu nennen konnte. Sie hielt sich noch immer für tief erniedrigt in den Augen ihrer Nachbarn, und jedes ungewöhnliche Geräusch konnte sie in eine schreckliche Aufregung versetzen. Lauschend blieb sie am Herde sitzen und wagte nicht, die Thüre zu öffnen. Als der Reiter vom Pferde sprang und die Hand an den Thürklopfer legte, da schnellte sie empor und eilte bangen Herzens in ihr Schlafgemach. Der Klopfer schallte indessen durch die Hütte, und als nicht geöffnet wurde, rief Victor: „Mutter, Mutter, mach' mir doch auf!"

Beim Tone dieser Stimme durchrieselte eine unnennbare Wonne ihr Herz, und mit dem Rufe: „Rochus, mein Rochus!" eilte sie, die Thüre zu öffnen. Im nächsten Augenblicke lagen sie sich in den Armen und der Freude war kein Ende. Wer kann all' die Worte, Blicke, Händedrücke und Empfindungen beschreiben, die bei einer solchen Gelegenheit natürlich sind? Wer jemals seine Mutter nach langer Trennung wiedergesehen, der kennt die warme Lebensfluth und Herzensgluth, die den Menschen dann durchströmt, und wer niemals in diesem Falle war, den würde auch die beste Beschreibung nicht belehren. Begnügen wir uns deßhalb mit dieser Andeutung.

Als Victor den schweren Mantel abgeworfen hatte und schlank und geschmeidig in der kleidsamen Reitertracht vor ihr stand, da konnte sie sich nicht genug über die Aenderung wundern, welche mit ihm vorgegangen. Er sah gar nicht mehr steif und unbeholfen aus, sondern so gewandt und hübsch gewachsen, wie der Besten einer, und sein Gesicht hatte einen ganz andern, einen recht verständigen, ich möchte fast sagen, geistreichen Ausdruck bekommen. Natürlich freute sie

sich nicht wenig darüber und dankte im Stillen Gott, daß sie ihn nicht mit Gewalt zu landwirthschaftlichen Arbeiten gezwungen.

„Setze Dich zum Feuer," sagte sie, „denn Du bist von dem langen Ritte sicher durch und durch kalt geworden."

„Gleich, Mutter," gab er zur Antwort, „erst muß ich mein Pferd versorgen."

„Ach Gott," sprach sie erschrocken, „ich habe kein Korn Hafer im Hause; nur ein wenig Heu ist im Stalle."

„Es ist auch nicht nöthig, Mutter; ich habe ein Säckchen Hafer hinten auf das Pferd gebunden, damit komme ich bis zur Heimkunft schon aus. Und sollte es nicht der Fall sein, so kann man dessen ja im Dorfe kaufen."

Er brachte nun das Pferd in den warmen Ziegenstall, rieb es tüchtig mit Stroh ab und schüttete ihm aus dem Sacke ein Quantum Hafer in die Krippe, dann ging er wieder zu der Mutter an den Herd, wo das Plaudern und Erzählen begann. Sie wollte von Allem unterrichtet sein, und der kleinste Umstand hatte Interesse für sie. Victor hatte natürlich hundert Dinge und Ereignisse zu berichten; aber bei jedem einzelnen hob er die Güte und Freundlichkeit seines Herrn hervor.

Die Zeit bis zum Abendessen verging mit Plaudern und Rückerinnerungen. Nachdem sie, der Gewohnheit der Mutter gemäß, den Rosenkranz gebetet hatten, rückten sie den Tisch nah an den Ofen, drehten den Balken mit der eisernen Lampe über denselben und machten es sich recht gemüthlich. Nun holte Victor einen Beutel aus der Tasche, legte ihn der Mutter in den Schooß und sagte: „Das ist Dein Neujahrsgeschenk."

Sie wog denselben in der Hand, erstaunte über seine Schwere und wollte ihn nicht annehmen. „Du hast mir schon so viel gegeben," sagte sie, „daß es Unrecht wäre, noch mehr anzunehmen. Ich brauche

nicht viel, weil ich keine Ansprüche an das Leben mache, und die Schulden, welche noch auf dem Häuschen lasten, werde ich schon nach und nach tilgen."

„Du brauchst allerdings nicht viel," antwortete er, „aber ich brauche noch weniger, weil mir mein guter Herr so oft ein Geschenk macht. Wenn auch Deine Schulden nicht groß sind, so machen sie Dir doch Sorgen und je eher sie abgetragen sind, desto besser ist es. Uebrigens wünsche ich auch, daß Du Dich weniger anstrengst und Dir einen bessern Tag anthust. Du bist nicht mehr jung und Deine Kräfte haben abgenommen; es ist deßhalb ganz in der Ordnung, daß Du Dich schonest."

Nach langem Hin- und Herreden nahm sie das Geld doch endlich an. „Nun muß ich aber auch sehen, wie groß mein Schatz ist," sagte sie lächelnd und leerte den Beutel auf den Tisch. Sie erschrack fast über den großen Haufen und schaute den Sohn mit einem Blicke an, als ob sie fragen wollte: „Ist das auch Alles ehrlich erworben?" Aber dieser stille Zweifel dauerte nur eine Secunde. Victor hatte den Blick gleichwohl verstanden und sagte: „Liebe Mutter, ich kann von jedem einzelnen Stücke Rechenschaft geben. Das ist aber noch lange nicht Alles!" Und in die Tasche fühlend, fuhr er fort: „Diese Rolle schickt Dir Herr Kemper und läßt dabei sagen, daß er in der Folge für die brave Sanna gerne noch mehr thun würde."

Sie brach die Rolle auseinander und fand fünfzig blanke Gulden. „Gott, mein Gott," sagte sie vor Freude schluchzend, womit habe ich so viel Glück verdient? Dem Herrn Kemper bin ich ja so zu sagen eine wildfremde Person und kann mich in meinem Lebtage nicht dankbar dafür bezeigen."

„Das verlangt er auch nicht," antwortete Victor. „Nimm es nur; denn die Zurückweisung würde ihn sehr betrüben."

Vor Freuden in die Hände klatschend rief sie aus: „Nun bin ich plötzlich eine reiche Frau ge-

worden und kann nicht allein meine Schulden bezahlen, sondern behalte auch noch für den langen Winter Etwas übrig. Ich war schon in Sorge, woher ich Holz bekommen sollte; auch habe ich ein paar warme Strümpfe, einen Unterrock und ein paar Schuhe nöthig. Das Alles kann ich anschaffen und bezahlen; aber was werden die Nachbarn von mir denken, wenn ich plötzlich so viel Geld habe?"

„Laß sie denken, was ihnen lieb ist, Mutter. Jedenfalls werden sie wünschen, auch so gut gestellt zu sein, und sie dürfen Dich auch nicht mehr so über die Achseln ansehen, wie bisher. Nun aber muß ich Dir noch ein Bekenntniß machen, was mir schon lange auf der Seele brennt."

Sie schaute ihn betroffen an und fragte etwas kleinmüthig: „Was ist es denn?"

„Ich glaube nicht, daß der Scheerenschleifer Laurenz von Burgheim das Linnen gestohlen hat."

„Nicht?" fragte sie erschrocken. „Mein Gott, wie schweres Unrecht habe ich dann dem Manne gethan! Aber was bringt Dich zu dem Glauben?"

Victor erzählte nun die ganze Geschichte von der Bleiche, sowie auch den Versuch Barthel's, die Pferde des Herrn Kemper zu stehlen.

„Wenn es so steht," sagte sie, „dann hat der Barthel auch das Linnen geholt. O, hättest Du damals gleich gesprochen, dann wäre es so weit nicht gekommen!"

„Es war ein großer Fehler von mir," antwortete er, „aber damals hielt ich den Barthel nicht für schuldig, und da ich durch das Schlafen und Branntweintrinken selbst nicht ganz rein war, so hütete ich mich, einen Verdacht auf ihn zu werfen."

„Ja, ja, ich sehe, der Scheerenschleifer ist unschuldig," antwortete die Mutter. „Hätte ich's früher gewußt, so wäre mir viel Verdruß erspart worden; aber ich bin weit entfernt, Dir einen Vorwurf machen zu wollen, denn damals warst Du von dem bösen Barthel umstrickt und Du hast das damalige Un-

recht an Deiner Mutter ja auch längst wieder gut gemacht."

Noch Mancherlei wurde erzählt und besprochen, bis der Sanna die Augen nicht mehr offen bleiben wollten. „Nach Bett", sagte sie; „morgen bleiben wir ja noch den ganzen Tag zusammen und da können wir noch sehr viel erzählen."

„Erst muß ich meinen Braunen besorgen," sagte er; „halte Du indessen ein kleines Nickchen, oder, wenn es Dir zu lang wird, dann geh' nur schlafen."

Er begab sich mit der kleinen Handlaterne in den Stall, und der Braune, dem es in dem niedrigen Stalle nicht ganz behaglich sein mochte, wieherte ihm freudig entgegen. Victor gab ihm noch ein Nachtfutter und ließ ihn das im Stalle etwas wärmer gewordene Wasser trinken; dann rieb er ihn noch einmal tüchtig mit einem Strohwische, damit er warm wurde und verriegelte sorgfältig die Thüre. „Wir können nicht sorgfältig genug sein, Brauner," sprach er, „denn der Barthel strolcht umher. Sollte er doch hier hereinkommen, so zeige ihm Hufe und Zähne. Wenn er einen Schmiß davonträgt, so schadet es ihm eben nicht viel."

Victor hatte keine Ahnung davon, daß Derjenige, von dem er sprach, eben jetzt vor der Stallthüre stand und Pläne machte, wie er sich des Braunen bemächtigen könnte; er hielt im Gegentheile sein Pferdchen für ganz sicher, weil er noch einen starken Baum an den innern Thürring mit einem Seile festgebunden hatte. Niemand konnte also die Thüre von Außen öffnen. Zufrieden begab er sich zurück zur Mutter. „Nun wollen wir schlafen," sagte er, „denn der Braune ist gut versorgt."

Die Mutter hatte im Nebenkämmerchen ein provisorisches Bett zurecht gemacht. Es war nur eine mit Leinwand bedeckte Strohschütte, und damit der Oberkörper höher lag, hatte sie am Kopfende zwei umgekehrte Stühle mit den Lehnen untergeschoben. In Spitzkirchen pflegte man sich immer so zu helfen, weil

der Luxus von Fremdenbetten dort eine unbekannte Sache war. Selbst im Wirthshause war nur diese Methode bekannt, und die Fuhrleute und durchpassirenden Fremden, welche eine Spitzkirchner Nacht machten, wußten's nicht besser, und fanden es praktisch und natürlich. Victor war allerdings in den beiden letzten Jahren besser gewöhnt worden, aber die Freude, bei der Mutter zu sein, ließ ihn alles Uebrige leicht übersehen. Lange lag er wach, denn die Erinnerungen der Kindheit strömten auf ihn ein. Woran er lange nicht mehr gedacht hatte, das wagte sich jetzt, von den alten Räumen geweckt, wieder aus dem stillen Herzkämmerlein hervor und die eine Erinnerung weckte die andere. Endlich aber schlummerte er doch ein. —

Barthel war, wie wir schon gehört haben, in dem Augenblicke, als Victor das Pferd besorgte, an die Stallthüre gekommen. Als er eben die Hand ausstreckte, um sie zu öffnen, sah er durch die Ritzen den Schimmer eines Lichtes, und als er sein Auge an die Thüre legte, gewahrte er, wie Victor mit der Laterne hereinkam.

„Beim Teufel und seiner Großmutter," murmelte er, „da wäre ich bald um eine Secunde zu früh hineingegangen." Er drückte sich hinter ein vorspringendes Mäuerchen, wo er Alles beobachten konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Nach einiger Zeit hörte er den Victor mit dem Pferde sprechen; deßhalb näherte er sein Ohr der Thüre und erlauschte folgende Worte: „Brauner, der Barthel strolcht umher. Kommt er herein, so zeige ihm Hufe und Zähne. Wenn er einen Schmiß davonträgt, so schadet es ihm nicht viel."

„Blitz!" flüsterte er; „also er hat mich erkannt, und er hegt keine guten Gesinnungen für mich; um so mehr habe ich Ursache, das Pferd zu stehlen, damit ich rasch wegkomme. Wahrhaftig, der dumme Junge traut mir nicht mehr, wahrscheinlich denkt er sogar daran, mich dingfest zu machen und der Obrigkeit zu überliefern; aber da muß der Barthel auch dabei sein, und der thut ihm den Gefallen nicht."

Der Spitzbube begab sich an die Rückseite des Häuschens, wo der Wind weniger scharf wehte und wartete dort, bis Victor eingeschlafen sein würde. Als sich Nichts mehr regte, schlich er zurück an die Stallthüre und gab ihr unten einen Druck mit dem Fuße, denn aus frühern Zeiten wußte er, daß er dann die Hand darunter bringen und sie aus den Angeln heben konnte; aber diesmal half das Drücken Nichts, und die Thüre wich um keinen Zoll, weil der Balken unten und oben quer vor dieselbe gestemmt war.

„Was ist denn das?“ murmelte er ärgerlich. „Hat die Sanne unten vielleicht eine Schalle (Riegel) anbringen lassen?“ Er suchte sich davon zu überzeugen, indem er unten den Fuß anstemmte und rasch wieder zurückzog. „Es klirrt nicht im Mindesten,“ sagte er, „eine Schalle ist also nicht da. Halt, der Junge wird den alten Baum an den Ring gebunden haben. Da würde ich freilich eine lange Arbeit haben; aber man muß Alles versuchen.“

Ein langes Dolchmesser aus der Tasche nehmend, steckte er dasselbe durch die mittelste Ritze und suchte das Seil, womit der Baum an die Thüre gebunden war, durchzuschneiden. Es gelang nicht, wie oft er's auch versuchte. Endlich steckte er das Messer wieder in die Tasche, denn es fiel ihm ein, daß beim Durchschneiden des Seiles der Baum auf die Erde fallen und ein großes Geräusch verursachen würde. Nun umschlich er das Häuschen von allen Seiten, in der Hoffnung, eine Thür oder ein Fenster offen zu finden. Es war aber Alles geschlossen und es gelang ihm nicht einen Eingang zu finden. „Halt,“ dachte er, „als der Rochus noch auf dem Speicher schlief, da bin ich oft am Weinstocke hinaufgeklettert. Wenn das kleine Speicherfenster offen ist, dann geht's auch heute noch.“

Er setzte sogleich den Fuß auf die untern Aeste des Weinstocks; aber er ging vorsichtig zu Werke und prüfte die Latten, an welche die Reben gebunden waren. „Das Zeug ist alt und morsch,“ dachte er, „und wenn ich aus der Höhe herunterstürzte, so verlör' ich nicht

allein den Braunen, sondern könnte auch Arm und Bein zerbrechen und noch obendrein in's Gefängniß kommen."

Die Latten trugen indessen den Mann und er gelangte ohne jeden Unfall über das Erdgeschoß hinauf. Wenn er auf dem Speicher war, dann hatte es keine Noth mehr, denn von dort konnte er die Treppe hinabgehen und aus der Küche in den Stall gelangen.

Wir wissen, daß Victor sich eines gesunden Schlafes erfreute, daß er aber auch von jedem ungewöhnlichen Geräusche leicht geweckt wurde. Das Stampfen des Braunen, dem er doch sehr nahe schlief, störte ihn nicht im Mindesten; aber sobald Barthel am Weinstocke hinaufzuklettern begann, wurde er wach.

„Das sind Katzen," dachte er, „die werden gleich einen heillosen Scandal auf dem Dache machen." Er wandte sich auf die andere Seite, um weiter zu schlafen; doch das Geräusch machte ihn von Neuem aufmerksam und nun deuchte es ihm, daß es keine Katzen sein könnten, denn das Aufklettern ging zu langsam und war zu wuchtig. In dieser Ansicht wurde er noch bestärkt, als einer von den dicken Zweigen etwas heftig gegen die Wand klatschte. Leise erhob er sich, kleidete sich an und öffnete die Stubenthüre, um rasch bei der Hand zu sein; dann griff er nach der Feuerzange und stellte sich auf Posten. Unterdessen kletterte Barthel immer höher und erreichte das Speicherfenster, welches wirklich offen stand. Victor hörte, wie sich ein schwerer Fuß auf den Boden des Speichers niedersetzte und über seinem Haupte weiter schritt. Nun kannte sein Zorn keine Grenzen mehr. Die Feuerzange fest in die Hand nehmend, ging er leise die Treppe hinauf, um dem Diebe mit bewaffneter Hand entgegenzutreten. Dem Barthel war das Gebiet da oben in dieser Stockfinsterniß doch nicht mehr so bekannt, wie er geglaubt hatte. Um sich seines Weges zu versichern, zündete er ein Schwefelhölzchen an und leuchtete sich bis zur Treppe vor. Da es schon auf der ersten Stufe erloschen war, so zündete er ein neues an, und war

nun dem Victor so nahe gekommen, daß dieser mit der Feuerzange ausholte. Es war um einen Moment zu früh, denn durch das Geräusch wurde Barthel aufmerksam, und er hatte kaum bemerkt, daß er sich nicht allein auf der Treppe befand, als er mit einem lauten Ausruf zurückstürzte und quer über den Speicher bis zu dem Fenster lief. Victor eilte ihm nach, aber ehe er das Fenster erreichte, hatte sich der Spitzbube hinausgeschwungen und kletterte wie eine Katze die Latten hinab. Bei jedem Schritte knackte eine derselben entzwei und zuletzt stürzte er über das Kammerfenster hinab auf den Boden. Victor warf ihm die Feuerzange nach, aber sie blieb unschädlich in den Reben hängen, während Barthel den Boden erreichte, sich rasch wieder aufhob und dann wie ein Sturmwind davon eilte. Das letztere Geräusch hatte auch Sanna geweckt. Sie sprang aus dem Bette auf, lief in die Küche und rief: „Rochus, was giebt's, was giebt's?"

Victor befand sich schon nicht mehr im Hause, denn er war hinweggestürzt und verfolgte den Gaudieb. Dieser aber hatte einen Vorsprung und erreichte schon nach wenigen Sprüngen den Ausgang des Dorfes. Als Victor das Nutzlose seine Verfolgung sah, kehrte er um und fand seine Mutter in größter Bestürzung. „Was ist vorgefallen?" rief sie ihm entgegen: „Ich sterbe vor Angst!"

„Beruhige Dich, liebe Mutter," gab er zur Antwort, „wir haben jetzt Nichts mehr zu besorgen."

„Aber, was ist denn vorgefallen?"

„Barthel ist hier gewesen, liebe Mutter; er hatte wahrscheinlich die Absicht, den Braunen zu holen, aber es ist ihm gründlich verleidet worden."

„Barthel!" sagte sie. „Ist der schlechte Mensch denn überall?" Sie hielt es trotz seiner Flucht für wahrscheinlich, daß er den Braunen schon unter den Beinen habe; deßhalb zündete sie die Laterne an und ging mit klopfendem Herzen bis an den Stall und leuchtete so weit sie konnte hinein. Zu ihrer Beruhigung sah sie den Braunen auf dem Stroh liegen.

„Gott sei Dank,“ sagte sie, „er hat es doch nicht fertig gebracht.“

Sie gingen nun zusammen in die Stube zurück, aber mit dem Schlafen war es zu Ende, die Aufregung war zu groß. Sanna fuhr zusammen, wenn sich draußen nur ein Huhn regte oder der Wind den Schnee von den Bäumen schüttelte. Ehe der Morgen anbrach, mußte Victor wohl ein dutzendmal in den Stall gehen und nachsehen, ob noch Alles in Ordnung sei. Am folgenden Tage blieb Victor noch in Spitzkirchen. Ehe er schied, sagte er zur Mutter: „Suche Dein Häuschen und Dein sonstiges Besitzthum zu verkaufen und ziehe sobald als möglich zu mir in die Stadt.“

„Wie könnte das gehen?“ fragte sie. „Du wohnst ja in Kemper's Hause und darfst keine andern Personen bei Dir aufnehmen.“

„Es ist allerdings den sämmtlichen Knechten verboten worden,“ gab Victor zur Antwort, „aber Herr Kemper hat mir noch neulich gesagt, daß er bei meiner Mutter eine Ausnahme machen wolle.“

Die Wahrheit zu gestehen war Sanna des einsamen Lebens in dem Häuschen längst überdrüßig, und als Victor ihr die Aussicht auf das Verlassen des Dorfes in Aussicht stellte, da jubelte ihr Herz auf; aber sie hielt den Zeitpunkt doch noch nicht für gekommen und entgegnete deßhalb: „Warten wir noch damit, Rochus. Wenn Du einmal auf festen Füßen stehst, dann ist es noch immer Zeit genug. Wer weiß, wie Etwas kommen kann? Heute ist Dir Herr Kemper noch gut gesinnt, morgen kann es durch irgend einen Zufall anders sein.“

„Nun, Mutter,“ gab er zur Antwort, „ich richte mich jedenfalls sobald als möglich darauf ein, denn wie gut ich es auch habe, so fehlt mir doch überall die Mutter.“

Diese Worte thaten ihr wohl, um so wohler, weil sie in seiner Kindheit so wenig von ihm erwartet und immer gedacht hatte, sie werde noch einmal schweren und anhaltenden Kummer an ihm erleben.

Als er von Spitzkirchen wegritt, begann es schon zu dunkeln, aber er gab seinem Braunen die Sporen und legte in kurzer Zeit eine große Strecke Weges zurück. Der Mond ging früh auf und das Wetter war zwar kalt, aber heiter und klar. Der Schnee trug zu der Helle noch mehr bei und er konnte auf eine weite Entfernung hin die einzelnen Gegenstände unterscheiden. In der Nähe des Spelzerhofes angekommen, glaubte er an der Hecke, welche die weiten Gärten umgab, einen menschlichen Schatten zu sehen. Er ließ den Braunen langsamer gehen, um besser beobachten zu können, aber er hatte noch keine zwanzig Schritte gemacht, so fiel von jener Stelle ein Schuß und er hörte ganz deutlich, wie die Kugel, die ganz gewiß auf ihn gemünzt war, an seinem Ohre vorüberpfiff. Ein furchtbarer Zorn bemächtigte sich seiner, und obschon er ohne Waffen war, so gab er doch dem Pferde die Sporen und sprengte auf die Stelle zu, woher der Schuß gekommen war. Ehe er noch die Hecke erreichte, sprang ein Kerl empor und suchte in eiligem Laufe das Weite. Er verfolgte ihn mit dem Pferde und erkannte deutlich, daß es Barthel war. „Warte, Du Mörder,“ schrie er, „wenn Du in meine Hände fällst, dann kannst Du Dich segnen.“

Barthel lief im Zickzack; das Pferd konnte sich nicht immer so schnell wenden, und plötzlich war der Straßenmörder vor seinen Augen verschwunden. Er ritt zurück und kam wieder an den Spelzerhof. Hier hatte der Schuß am späten Abende Aufsehen erregt. Peter Sauermilch, seine Frau und Gretchen standen am Thore. Als sie den Reiter sahen, riefen sie ihm zu: „Was ist vorgefallen?“

Victor ritt an sie heran und erzählte, was geschehen. Sie erkannten ihn jetzt und forderten ihn auf, die Nacht auf dem Spelzerhofe zuzubringen, da sie fürchteten, der Straßenräuber habe noch Gehülfen unterwegs. Das schien dem Victor zwar nicht der Fall zu sein, aber er wies die freundliche Einladung doch nicht von der Hand, um so weniger, weil er morgen

zeitig in der Stadt sein konnte und von seinen Pflichten Nichts versäumte. Er ritt also durch das Thor des Spelzerhofes und sprang an der Treppe aus dem Sattel. Ein Knecht nahm das Pferd in Empfang und führte es in den Stall, während Victor und die Hofleute in das warme Stübchen traten, wo Sauermilch die Fremden zu empfangen pflegte. In der letzten Zeit hatte Victor häufiger auf dem Hofe verkehrt und es war dadurch nach und nach eine Art von freundschaftlichem und herzlichem Verhältnisse angebahnt worden. Natürlich mußte er jetzt Alles, was sich begeben, haarklein erzählen. Durch die zweimalige Erwähnung des Schurken kam dem Sauermilch wieder jener Tag in's Gedächtniß, wo Barthel den jungen Mann zuerst auf den Hof geführt hatte. Jetzt, wo er Gretchen und Victor so traulich nebeneinanderstehen sah, meinte er, der Gedanke des Vagabonden sei doch so dumm nicht gewesen; wenn die jungen Leute wollten, dann habe er gar Nichts dagegen, daß sie ein Paar würden, besonders auch deßhalb, weil Kemper immer sagte: „Aus dem Jungen wird einmal ein tüchtiger Mann; ich sehe den Tag kommen, wo er eben so viel im Vermögen hat, als der Kemperfranz."

VII.

Der Spelzerhöfer war einer von den Leuten, welche einen guten Gedanken nicht lange in's Eis legen, sondern gleich damit an die Sonne kommen und Nutzen daraus zu ziehen suchen. Als sie so behaglich im Stübchen hinter dem warmen Ofen saßen und sich den letztjährigen Jahrgang schmecken ließen, da rückte Sauermilch mit der Frage heraus: „Aber, mein lieber Victor, wie kommt es, daß Sie heute am Spelzerhofe vorüberreiten wollten ohne einzusprechen?

Mir deucht, Sie hätten wissen müssen, daß hier Ihre Freunde wohnen und daß Sie gerade bei uns am ersten Beistand fanden."

„Ah, Herr Sauermilch," antwortete Victor; „meine nächste Aufgabe war es doch, dem Straßenräuber selbst auf die Haut zu rücken, denn ehe ich Hülfe vom Spelzerhofe hatte, war er längst in Sicherheit."

„Nun ja, aber nachher?"

„Nun, da bin ich ja und zwar mit Leib und Seele; mit dem Leibe, das merken Sie an Ihrem Weine, und daß es mit der Seele auch der Fall ist, das müssen Sie schon auf meine Versicherung glauben. Ich kann Ihnen aufrichtig betheuern, daß ich mit meinen Gedanken sogar recht häufig auf dem Spelzerhofe bin. Ich käme auch noch öfter in Person, aber die lächerliche Figur, welche ich bei meinem ersten Hiersein spielte, hält mich meistens zurück."

„Ei, was konnten Sie denn dafür? Sie wurden von Barthel mißbraucht, und wahrlich, Sie haben es nachher doppelt wieder gut gemacht, als Sie mit offenem Freimuthe Alles bekannten. Wenn sie künftig wieder einmal auf die Brautschau ausgehen wollen, dann brauchen Sie glücklicher Weise keinen Fürsprecher. Sie sind nun selbst Mann genug und haben anch das Zeug in sich, um bald selbständig zu werden."

„Hm," gab Victor lächelnd zur Antwort, „zu einem Geschäfte, wie es auch immer Namen haben mag, gehört Geld, und dessen habe ich keines."

„Nun, nun, man braucht ja auch ein Geschäft nicht so Knall und Fall anzufangen. Nach und nach wird aus Kleinem Großes."

„Schon Recht, Herr Sauermilch, wenn man Korbmacher wird, dann braucht man für den Anfang eben kein großes Kapital, aber wer mit Pferden zu thun hat, der muß schon tief in den Beutel greifen, und, wie gesagt, da hapert's."

„Wenn's da hapert," sagte der Spelzerhöfer fast ärgerlich, „dann suchen Sie sich einen reichen Schwie-

gervater. Ich möchte den Kauz doch sehen, der Ihnen nicht gern sein Kind anvertraute."

Victor warf unwillkürlich einen Blick auf Gretchen und dieses senkte seine Augen verschämt zu Boden.

„Ei, junger Herr," fuhr Sauermilch fort, „ich bin zu alt, um mich über den Löffel barbieren zu lassen. Wohin ich komme, da bringe ich meine Augen mit und merke mir genau, was vorgeht. Meint denn der junge Herr, ich habe es nicht lange gemerkt, warum er in der letzten Zeit so oft nach dem Spelzerhofe kommt? Und Du, Gretchen, Du brauchst Dich auch nicht zu stellen, als ob Du nicht von zwei bis drei zählen könntest."

„Herr Sauermilch," sprach Victor, „ich bin einmal ganz offen und ehrlich gegen Sie gewesen und das hat mir damals die besten Früchte getragen; darum will ich es auch heute sein und Ihnen und Ihrer werthen Frau nicht verhehlen, daß ich dem Gretchen von Herzen zugethan bin, aber ich habe ihr bis heute noch kein Wort davon gesagt und zwar aus guten Gründen. Sie wissen, daß ich von Hause Nichts zu erwarten habe, sondern im Gegentheile noch meine arme Mutter unterstützen muß. Mein Dienst ist ebenfalls noch nicht darnach angethan, eine Frau ernähren zu können, und es gehen vielleicht noch zwei bis drei Jahre in's Land, ehe ich es kann. Wo hätte ich da den Muth hernehmen sollen, ein so gewichtiges und inhaltschweres Wort zu sprechen?"

Statt dem Victor zu antworten, wandte sich der Spelzerhöfer an seine Tochter und sprach: „Komm' einmal her, Gretchen!"

Das Mädchen stand auf und näherte sich mit niedergeschlagenen Augen dem Vater. „Nun," sagte dieser, „angesehen hast Du den Victor schon zur Genüge, ich brauche Dich also nicht dazu aufzufordern. Sage mir nur, ob Du ihn leiden magst, und ob Du seine Frau werden möchtest?"

Gretchen schämte sich, zu antworten; da der Vater aber darauf bestand, so nickte sie mit dem Kopfe.

„Nun, wozu denn die Ziererei?" fragte er lachend. „Muß denn noch der alte Sauermilch kommen und euch die Schlösser von den Mäulern nehmen? Du Victor, höre, was ich Dir sagen will: Die Leute behaupten, der Peter Sauermilch sei ein Geizhalz, der von seinen verschimmelten Kronenthalern nicht scheiden könne; das ist eine Lüge und zum Beweise dafür erwähle ich einen armen Jungen zu meinem Schwiegersohne, und jetzt lege ich Euere Hände in einander und segne Euch! Heute über zwei Jahre ist die Hochzeit, keinen Tag früher und keinen Tag später. Nun kannst Du Dich entscheiden, Victor, ob Du auf den Spelzerhof kommen und ein Bauer werden oder ob Du Dir ein eigenes Geschäft gründen willst. Im erstern Falle bist Du herzlich willkommen, denn ich bin überzeugt, daß Du mich bald ersetzen kannst, und im zweiten Falle magst Du sagen, welche Summe Du brauchst, um Dich einzurichten. Sie soll Dir ausbezahlt werden, sobald Du sie nöthig hast. Der Herr Kemper wird Dir nicht gram werden, wenn Du selbst anfängst, denn ein zweites Geschäft kann noch recht gut neben ihm bestehen."

„Ein Bauer werde ich nicht," gab Victor zur Antwort; „um daran vorbeizukommen, bin ich ja von Spitzkirchen fortgegangen. Schon jetzt ein Geschäft zu gründen, das kommt mir sehr undankbar vor. Sieh, Herr Kemper hat sich vor zwei Jahren meiner angenommen und mich mit Wohlthaten überhäuft. Ginge ich jetzt plötzlich von ihm fort, so wäre ich um kein Haar besser, als die Knechte, welche ihn auf allen Seiten zu übervortheilen suchen. Jedenfalls muß ich ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzen, und ich möchte wahrlich Nichts thun, was ihn kränken könnte."

Peter Sauermilch klopfte ihm auf die Schultern und sprach:

„Recht, mein Junge, in meiner Freude, daß Gretchen Deine Frau wird, habe ich nicht gleich Alles überdacht. Du hast Recht; Kemper war Dir gut und Du mußt ihm wieder gut sein. Sage ihm morgen

Alles, auch, daß Du nach zwei Jahren Hochzeit machen und das Spelzergretchen heirathen willst; dann hat er Zeit, seine Maßregeln zu nehmen."

Als Victor am folgenden Morgen zu Herrn Kemper kam, erzählte er ihm zuerst von der Heimath.

„Mein lieber Herr," sagte er, „Sie haben die Mutter mit ihrem reichen Geschenke außerordentlich glücklich gemacht, denn nun ist sie im Stande, ihre sämmtlichen Schulden abzutragen und behält noch einen Sparpfennig für die Tage der Noth. Sie läßt sich tausend Mal bedanken und wird Ihrer Güte ihr ganzes Leben lang nicht vergessen."

„Sie hat wahrlich einen sehr beredten Mund zum Danken hiehergeschickt," entgegnete Kemper, „aber es wäre nicht nöthig gewesen, denn was ich gethan habe, ist doch nur ein sehr Geringes und es kam ihr zu, weil Du ein braver Junge bist und Dein seliger Vater mein guter Freund war."

Etwas schüchtern und verlegen erzählte Victor nun auch, was zwischen ihm und dem Spelzerhoferbauern vorgefallen war. Da schlug Kemper die Hände zusammen und sagte mit freudigem Lächeln: „Also doch! Nun, ich habe das Meinige gethan, daß es so weit gekommen ist. Dem Himmel sei Dank! Aber nun werde ich einen tüchtigen Nebenbuhler im Geschäfte an Dir bekommen, und ich sehe schon die Zeit, wo meine Ställe leer und die Deinigen bis auf den letzten Platz gefüllt sind."

„So ist es durchaus nicht gemeint," antwortete Victor. „Mein künftiger Schwiegervater hat mir allerdings so eine Andeutung gemacht und mir Geld angeboten, aber ich bin weit entfernt, Ihnen Concurrenz zu machen. Lieber werde ich, trotz meiner Abneigung, Bauer. Ich habe Ihnen aber Alles mittheilen wollen, damit es nicht nach Verheimlichung und Hintermbergehaltung aussieht."

Kemper ergriff jetzt seine Hand und sprach: „Ich habe einen andern Plan für Dich. Wenn er Dir gefällt, so kannst Du gleich einschlagen. Der Stallmeister

Tolbak hat mir gestern den Dienst gekündigt; er kehrt in seine Vaterstadt zurück und fängt dort ein Geschäft für sich an. Willst Du sein Amt übernehmen, so bin ich aus der Noth heraus und fest überzeugt, daß dieser Theil meines Geschäftes auf's Beste versorgt ist. Was Dein Einkommen angeht, so sollst Du so viel haben, daß Du eine Frau recht gut davon ernähren kannst. Willst Du, so ist der Handel abgeschlossen."

Da kam Victor vor Freude und Rührung eine Thräne in's Auge und er sprach: „Meinen herzlichsten, meinen innigsten Dank! Nun bin ich ja auf einmal in der Lage, meine liebe, gute Mutter kommen zu lassen. O, sie soll es gut haben, und ich werde es ihr an Nichts fehlen lassen."

„Brav, mein Junge," antwortete Kemper; „ein guter Sohn denkt zuerst an seine Mutter und dann an sich selbst. Ich habe übrigens noch andere Pläne mit Dir vor und ich will Dir gleich Alles auf einmal sagen, damit Du Dich allmählich darauf vorbereiten kannst. Da ich recht gut voraussehe, daß mein Sohn das ganze Geschäft ruiniren würde, so möchte ich dasselbe noch zu meinen Lebzeiten in Deine Hände legen. Wenn er sieht, wie gut Du Alles verwaltest und daß sein Geschäft nur durch Deinen Fleiß zusammengehalten wird, so wird er Dich auch nach meinem Tode bei sich behalten und ich kann mit dem Bewußtsein sterben, daß er guten Händen anvertraut ist. Also, vorab ersetzest Du den Stallmeister und nachher, wenn Du Dir die nothwendigen Kenntnisse erworben hast, dann wirst Du Verwalter aller meiner Unternehmungen. Ich aber kann dann endlich die Ruhe genießen, nach welcher ich mich so sehr sehne."

Einen solchen Antrag hatte Victor noch viel weniger erwartet, als den ersten; aber er nahm ihn mit großer Dankbarkeit an und setzte hinzu: „Sie sollen sich in mir wahrlich nicht getäuscht haben, Herr Kemper. So lange Sie mich behalten wollen, bleibe ich bei Ihnen, und wenn Sie einmal das Haupt niederlegen, was Gott übrigens noch lange verhüten wolle, dann werde ich

Ihrem Sohne mit derselben Treue dienen, wie Ihnen."

„Es bedarf der Worte nicht," sprach Kemper, „denn ich habe längst in Dein Herz geschaut und kenne Deine Gesinnungen. Nun geh' an Deinen Posten! Aber halt, so lange Tolbak noch hier ist, kennst Du Dich mit dem Fuhrwerk beschäftigen und Dir schon jetzt einen Ueberblick über Alles verschaffen."

Erst jetzt erinnerte sich Victor der Abenteuer mit Barthel und er erzählte ihm dieselben mit dem Zusatze: „Wir werden ein wachsames Auge auf die Ställe haben müssen, denn diesem Strolche ist nicht zu trauen und er besitzt die Frechheit, sich ein zweites Mal einzuschleichen oder während der Nacht einzubrechen."

„Wir wollen diese Sorge der Polizei übertragen," sprach Kemper. „Ich wünschte, der Kerl befände sich in Amerika oder in Australien, damit wir endlich der Aufregung los würden. Geh' jetzt vor allen Dingen auf das Amt und mache die Anzeige. Vielleicht gelingt es der Polizei, ihn dingfest zu machen, wenigstens, ihn wieder für eine längere Zeit zu verscheuchen."

Als Victor zum Polizeidirector kam, hatte dieser schon Wind, aber es war ihm doch lieb, daß er einen directen Zeugen über seinen Einbruchsversuch und seinen mörderischen Straßenanfall hatte, und beauftragte sogleich seinen Inspector mit der Aufsuchung und Verfolgung des gefährlichen Menschen. Aber, wie das erste Mal, so waren auch jetzt seine Anstrengungen vergebens, denn Barthel hatte gleich gemerkt, daß man ihm auf der Fährte war und sich deßhalb unsichtbar gemacht. Die Polizei war aber im Irrthum, wenn sie glaubte, er habe das Weite gesucht; nein, er saß mitten in der Stadt und wußte die dunkeln Nächte prächtig zu benutzen, um bald hier, bald dort eine Kasse einzustecken oder einen schlecht verschlossenen Laden zu plündern. Als freilich die Gefahr allzugroß wurde, da machte er sich aus dem Staube, aber er hatte während seines Aufent-

haltes so viel gesammelt, daß er für die ersten Jahre nicht zu darben brauchte. Wir werden ihm später noch wieder begegnen, deßhalb lassen wir ihn jetzt laufen.

VIII.

Seit den Vorfällen des letzten Kapitels sind nun fast zwei Jahre vergangen, und Victor denkt daran, Gretchen Sauermilch heimzuholen. Der alte Kemper ist mit der Zeit sehr alt geworden; er kümmert sich um Nichts mehr, sondern ist nur froh, wenn er in seiner Stube bleiben oder am Stocke im Garten umhergehen kann. Seine Gattin ist ihm gestorben und er fühlt sich sehr einsam und verlassen. Der junge Kemper ist noch viel fauler und vergnügungssüchtiger geworden. Die Sorge für seine Kleider nimmt die eine Hälfte des Tages in Anspruch, während die andere dem Essen und Trinken, dem Tanzen und dem Spiele gewidmet ist. Um das Geschäft bekümmert er sich gar nicht, es liegt ganz allein auf Victor's Schultern. Dagegen aber braucht er viel Geld, und man weiß nicht immer, auf welche Weise er daran kommt, denn sein Vater giebt ihm kaum halb so viel, als er verbraucht. Die Leute flüstern sich im Geheimen zu, er könne jede beliebige Summe bei einem alten Wucherer erheben, der gegen hohe Zinsen Geld an junge Leute verleihe. Ob die Leute die Wahrheit sprachen, das werden wir später hören.

Herr Kemper hatte seinem Verwalter über einer der Reitbahnen eine Reihe von Zimmern eingeräumt, die sehr hübsch und wohnlich eingerichtet waren. Victor selbst hatte nur wenige Stücke des reichen Hausrathes angeschafft; das Meiste bestand aus Geschenken, die ihm theils von seinem Herrn, theils von den Reitschülern und Schülerinnen zugekommen waren.

In diesen Räumen finden wir Sanna wieder. Eben jetzt kam Franz Kemper herein und fragte in hastigem Tone: „Wo ist der Herr Verwalter, Frau Zwiefel? Ich muß sogleich mit ihm sprechen."

„Treten Sie nur in die Schreibstube," antwortete Sanna, „dort werden Sie ihn finden."

Franz eilte rasch in das Comptoir, wo er aber den Verwalter nicht allein, sondern bei seinen Schreibern fand.

„Ich habe ein Wort im Vertrauen mit Dir zu sprechen," sagte er, „wollen wir nicht einen Augenblick in das Nebenzimmer eintreten?"

Victor brauchte ihm nicht in's Gesicht zu sehen, denn er hörte schon am Tone seiner Stimme, was er wollte. Er legte die Feder hin, öffnete eine Thüre im Hintergrunde und lud ihn mit einer Handbewegung ein, hineinzutreten.

Franz schlug die Thüre hinter sich zu, ergriff Victor's Hand und sprach mit zuckenden Lippen: „Ich brauche Geld, viel Geld, und ich muß es auf der Stelle haben. Gieb mir tausend Thaler."

„Ich besitze keine Hundert," antwortete Victor; „denn wie Du weißt, habe ich mein Erspartes in Papieren angelegt."

„Nun, von Dir brauchst Du es auch nicht zu nehmen. Du hast ja die Kasse meines Vaters."

„Lieber Franz," antwortete Victor, „über die Kasse Deines Vaters habe ich nicht zu verfügen; und ich würde ohne seine Erlaubniß keinen Pfennig daraus nehmen."

„Es ist ja nur für kurze Zeit, Victor; vielleicht für acht bis vierzehn Tage."

„Ei, Franz, Du versprichst Etwas, was Du nicht halten kannst. Wie wolltest Du in acht, vierzehn Tagen oder auch in einem Jahre Geld erhalten? Wer Nichts einnimmt, kann auch Nichts wiedergeben. Bei der Revision der Kasse wird mich Dein Vater natürlich fragen, wo das Fehlende geblieben, und dann müßte ich ja sagen: Ich habe es dem Franz gegeben! — Uebrigens, mein Freund, ist niemals so viel Geld

auf einmal in der Kasse, weil ich Mittags und Abends den Ueberschuß zur Bank schicke. Tausend Thaler! das ist eine große Summe, und ich möchte doch wissen, wozu Du sie brauchen willst."

„Ach, wie umständlich Du bist! Ich habe das Geld im Spiele verloren, und wenn ich heute Abend nicht zahle, so werde ich wie ein ehrloser Mensch angesehen."

Victor's Gesicht nahm einen sehr traurigen Ausdruck an. „Du spielst?" fragte er mit zitternder Stimme. „Mein Gott, Du bist also auf dem besten Wege, an Leib und Seele zu Grunde zu gehen. Das Ende aller Spieler ist die Armuth und die Verzweiflung. Kehre um von Deinen schlimmen Wegen, sonst wirst Du in kurzer Zeit verschwendet haben, was Dein Vater in einer langen Reihe von Jahren durch unausgesetzten Fleiß erworben hat."

„Ich brauche keine Predigten, sondern Geld," sagte Franz.

„Ich kann Dir Keines geben."

„Ist Dir das Ernst?"

„Vollständig Ernst, Franz; auch wenn ich es hätte, würdest Du zu einem so schlechten Zwecke Keines erhalten."

Franz wurde roth vor Zorn, und aller Mäßigung vergessend, schrie er: „Gut, Du ziehst Dich in der Noth von mir zurück; aber es wird eine Zeit kommen, wo ich allein Herr bin, und dann werde ich mich Deiner Unbarmherzigkeit erinnern."

Wuthschnaubend ging er von dannen, während Victor in die Schreibstube zurückkehrte und mit betrübtem Herzen den angefangenen Rechnungsabschluß beendigte. Als dieses geschehen war, begab er sich in das Zimmer seines Herrn. Dieser saß leidend im Lehnsessel und hörte schweigend die Vorlesung der Abrechnung an. Jetzt stellte Victor die Geldkassette vor ihn hin und bat ihn, die Summe nachzuzählen."

„Es wird ja richtig sein," antwortete Kemper. „Laß es zum Bankier bringen, damit es hier nicht müßig liegt."

Victor wußte nicht recht, ob er seinem Herrn Mittheilung von Franzens Schulden machen sollte oder nicht. Es schien ihm aber doch die Verschweigung ein großes Unrecht zu sein, deßhalb entschloß er sich, zu reden: „Lieber Herr," sagte er, „ich fürchte, daß Franz auf schlimmen Wegen ist."

Müde und schwach hob Kemper sein Haupt empor und antwortete: „Er ist es nicht erst seit heute, sondern schon lange; doch möchte ich wissen, was wieder vorgekommen."

„Ich mache nicht gern den Ankläger," entgegnete Victor, „aber ich kann es auch nicht mit meinem Gewissen vereinbaren, zu schweigen. Er wollte so eben tausend Thaler aus Ihrer Kasse haben, die ich ihm natürlich verweigerte."

„Und hast Du erfahren können, wozu er sie brauchte?"

„Er hat das Geld im Spiel verloren!"

Kemper ließ sein Haupt wieder sinken; ein Seufzer entfuhr ihm.

Victor verabschiedete sich. Der alte Mann aber zog die Klingel und befahl der eintretenden Magd, seinen Sohn herbeizurufen. Nach einer Weile kam sie zurück und berichtete, er sei mit Hut und Stock ausgegangen, habe aber nicht zurückgelassen, wohin.

„Sagen Sie ihm, daß er sogleich zu mir kommt, wenn er zurückkehrt," sprach Kemper. Als er wieder allein war, nahm er ein Notizbuch aus dem Schlafrocke, setzte die Brille auf und las in dem Buche. „Die Rechnung entspricht den Verhältnissen," murmelte er; „ich habe die Gebäulichkeiten, die Pferde, die Wagen und Karren und was sonst Alles zu dem Geschäfte gehört, zu ihrem wirklichen Werthe angeschlagen. Ziehe ich die Abnutzung und den Verschleiß mit in Betracht, so kann eine jährliche Miethe von sechstausend Thalern gegeben werden. Das aber ist eine Summe, womit Franz schon zu viel hat. Wie fange ich es nun an, daß er die Finger davon lassen muß? — Auf Victor's Redlichkeit kann ich bauen, und er würde

viel eher Schaden leiden, als meinem Sohne Nachtheil bereiten. Wie wäre es nun, wenn ich ihm das ganze Geschäft auf zehn Jahre vermiethete? Bei seinem Fleiße und seiner Umsicht würde er sich dabei ein hübsches Vermögen erwerben, und mein Junge hätte Zeit, sich die Hörner abzulaufen. Aber die sechstausend Thaler dürfte er natürlich nicht ganz erhalten; zweitausend wären hinreichend genug. Sie würden ihn vor Verschwendung bewahren und ihm doch auch die Mittel bieten, anständig zu leben. Also Victor muß ihm jährlich Zweitausend baar auszahlen und ihm das Andere durch Ankauf von Staatspapieren sicher stellen. So soll es einstweilen festgestellt bleiben und ich will mir vorläufig den Kopf nicht mehr darüber zerbrechen."

Folgen wir nun dem Franz Kemper. Der Mißmuth leuchtete ihm noch aus den Augen, als er aus dem Hause auf die Straße kam. Mit schnellen Schritten wandte er sich dem Innern der Stadt zu und vertiefte sich in ein Gewirre von engen Gassen und Straßen. Vor einem niedrigen Hause blieb er stehen und zog an der Schelle, unter welcher, auf einer Kupferplatte eingravirt, der Name Moses Baruch stand. Eine alte jüdische Magd öffnete ihm die Thüre. Auf seine Frage, ob Moses zu Hause sei, nickte sie mit dem Kopfe und deutete mit dem Finger auf die Thüre seines Zimmers.

Moses Baruch saß, mit dem großgeblümten Schlafrocke angethan, am Schreibtische und erwiederte den Gruß des Eintretenden nur obenhin. Die Leute nannten den Moses Baruch einen Wucherer und er war auch einer, aber doch keiner von der schlimmsten Sorte.

„Was verschafft mir die Ehre?" fragte er etwas unwirsch.

Franz ließ sich ihm gegenüber auf einen Stuhl nieder und entgegnete: „Ich brauche wieder Geld."

„Das glaube ich schon," erwiederte Moses, „denn ihr jungen Leute bekommt ein ganzes Faß leer. Wo soll es übrigens mit Ihrem ewigen Borgen hinauslaufen? Endlich wird es doch ein Ende nehmen. Ich

kann und will Ihnen kein Geld mehr geben. Es verträgt sich mit einem regelmäßigen Geschäfte nicht. Zum letzten Male hat mich Ihr Vater beinahe zur Thüre hinausgeworfen und mich einen Blutsauger genannt. Zu solchen Titulaturen verspüre ich gar keine Lust. Ich kann mein Geld unterbringen, ohne mit Grobheiten behandelt zu werden."

„Mein Vater wird allerdings Nichts mehr herausrücken," antwortete Franz; „er hat es mir sehr bündig erklärt. Aber mein Vater ist ein alter, schwacher Mann, der nicht lange mehr leben wird. Sie riskiren ganz und gar Nichts, wenn Sie mir das Geld bis dahin geben. Sie wissen, daß ich ein bedeutendes Vermögen erbe und daß ich das einzige Kind bin. Was kann Sie also abhalten, sich selbst einen Gewinn und mir Hülfe zu verschaffen?"

„Was mich abhalten kann? Ihre Unselbständigkeit und Ihre lockere Lebensart. Wenn Sie fortfahren, wie Sie angefangen haben, dann sind Sie in zehn Jahren bankerott."

„Möglich, Moses Baruch," antwortete er; „aber was verschlägt es Ihnen, wenn Sie nur Ihr Geld und die Zinsen bekommen?"

„So?" fragte Moses Baruch; „glauben Sie wirklich, daß es damit abgethan sei? Sie irren sich gewaltig. Wenn ich Ihnen borge, so sagen die Leute nachher, ich habe Ihre Laster benutzt und Sie in's Elend gebracht; dann aber wäre mein guter Name dahin, und den will ich behalten."

„Wie zartfühlend! Wie gewissenhaft!" sprach Franz ironisch. „Ich muß Geld haben und kann mit einem so feinen Gewissen nicht fertig werden. Genügt es Ihnen nicht, wenn ich Ihnen einen Schein gebe, worin ich verspreche, die geliehenen Summen beim Tode meines Vaters zurückzugeben?"

„Es genügte schon, aber Sie hören, daß ich mich in keine Geschäfte einlassen kann, welche meinen guten Namen gefährden."

Die Unterredung dauerte noch eine Weile fort,

aber Moses Baruch war durchaus nicht zum Herleihen des Geldes zu bewegen. Da sprang Franz zornig auf und begab sich in das Nebenhaus, wo Hans Goldmann seine kleine Wechselbude hatte. Er war ein anerkannter Wucherer, der weder Ehrgefühl besaß, noch Rücksichten auf elterlichen Kummer nahm. Goldmann rieb sich vergnügt die Hände, als er Franz von seinem Nachbarn kommen sah und an seine Thüre klopfen hörte.

„Endlich!" flüsterten seine dünnen, blutlosen Lippen. „Moses Baruch will nicht mehr, und der junge Herr wirft nun seinen letzten Nothanker bei mir aus. Will's ihm schon eintränken. Wahrhaftig, ich will's ihm eintränken! Warum ist er nicht eher gekommen? Warum ging er an Hans Goldmann vorüber, ohne ihn einer Anfrage zu würdigen?"

Die Haushälterin hatte ihm unterdessen die Thüre geöffnet und Goldmann hörte ihn auf sein Zimmer zukommen. Da setzte sich der Wucherer an sein Pult und begann dem Anscheine nach eifrig zu schreiben. Dreimal ließ er ihn klopfen, ehe er „Herein!" rief, und als Franz Kemper schon in der Stube stand, kümmerte er sich auch noch nicht um ihn, sondern schrieb emsig weiter oder kritzelte vielmehr mit großem Geräusche auf dem Papiere umher. Franz schaute indessen in der Stube umher, von deren Schmutz und Aermlichkeit er nicht sehr erbaut war.

Nachdem Franz Kemper lange genug gewartet hatte, ohne daß Goldmann die geringste Notiz von ihm nahm, wurde es ihm etwas unheimlich und er räusperte sich ein paar Mal. Als auch das nicht half, trat er an das Pult des Wucherers. Dieser legte die Feder weg, starrte ihn mit seinen kleinen grauen Augen an und fragte in einem schnarrenden Tone nach seinem Begehren.

„Mein Name ist Franz Kemper," sagte er, „wahrscheinlich wird Ihnen der Name meines Vaters nicht unbekannt sein."

„Er soll ein reicher Mann sein, wie ich gehört habe. Was haben Sie mir von ihm zu sagen?"

„Ich komme nicht in seinem Auftrage, sondern in meinen eigenen Angelegenheiten, Herr Goldmann.“

„Und darf ich fragen, was den jungen Herrn zu mir führt?“

„Freilich, Herr Goldmann; ich brauche Geld.“

„Sonderbar!“ gab Goldmann mit einem grinsenden Lächeln zur Antwort. „Der Sohn eines reichen Mannes kommt zu mir, um Geld zu leihen! Warum wenden Sie sich nicht an Ihren Vater?“

„Er ist augenblicklich nicht bei Kasse, Herr Goldmann!“

„Das hätte ich nicht vermuthet, junger Herr; aber es kann freilich Jedem passiren, und ich bin gerne bereit, Ihrem Herrn Vater gegen Wechsel jede beliebige Summe vorzuschießen. Sagen Sie ihm das.“

„Mein Herr,“ nahm Franz das Wort, „Sie mißverstehen mich. Nicht mein Vater will das Geld haben, sondern ich.“

„Ich habe es ganz gut verstanden, aber ich beanspruche die Bürgschaft Ihres Vaters.“

„Die wird er nicht geben.“

„Dann können Sie auch kein Geld erhalten.“

Dem Franz wurde es heiß unter den Füßen und er verlor fast den Muth, noch weiter zu sprechen, aber die Noth drängte ihn; er mußte durchsetzen. „Herr Goldmann,“ fuhr er fort, „Sie sind auch einmal jung gewesen und wissen, daß die Jugend zuweilen Ausgaben macht, wofür die Väter nicht einstehen wollen. In diesem Falle befinde ich mich ebenfalls. Mein Vater hat mir erklärt, daß er keine Schulden mehr für mich bezahlt; aber ich muß auf alle Fälle tausend Thaler haben.“

„Tausend Thaler!“ antwortete Herr Goldmann; „Sie sprechen das mit einer Gelassenheit aus, als ob es gar Nichts sei. Tausend Thaler ist viel Geld, und ich sage Ihnen im Voraus, daß es lange dauert, bis man sie erworben hat. Uebrigens, wenn Ihr Vater die Bürgschaft nicht übernimmt, wen können Sie mir an seiner Stelle bringen?“

„Niemanden, Herr Goldmann.“

„Also ohne jede Bürgschaft soll ich Geld verleihen? Nein, mein Herr, dann wäre ich ein schlechter Geschäftsmann. Wenden Sie sich an Moses Baruch, mit dem Sie ja auch bisher in Geschäftsverbindung gewesen. Er hat von Ihnen den Nutzen gezogen und kann nun auch das Risico tragen.“

Franz überhörte den Vorwurf und fuhr fort: „Aber es ist ja auf keinen Fall ein Risico dabei. Sie selbst sagten, mein Vater sei ein reicher Mann, und die ganze Stadt weiß, daß es wahr ist. Wenn er stirbt, dann bin ich der einzige Erbe seines großen Vermögens.“

„Wenn er stirbt, junger Mann! Aber bis dahin kann ich durch Ihren Leichtsinn ruinirt und verdorben sein.“

„Lange kann es nicht mehr dauern,“ sagte Franz. „Wenn Sie sähen, wie elend er ist, würden Sie das selbst zugeben. Nach meiner Ansicht kann er es höchstens noch einige Monate machen.“

„Nach Ihrer Ansicht, junger Mann, aber Sie haben ihm nicht in den Leib hineingeschaut und wissen nicht, wie lange er noch mit der Seele zusammenhängt. Uebrigens bin ich auch zu gottesfürchtig, um, wie Sie, auf eines Menschen Tod zu speculiren.“

Franz schluckte die bittere Pille hinab; es lag ihm Nichts daran, daß er sich demüthigte, wenn er nur das Geld erhielt. „Gesetzt den Fall, ich verrechnete mich,“ fuhr er fort; „was verschlägt es Ihnen? Sie empfangen in diesem Falle Zinseszins, und wenn der Tod meines Vaters eintritt, so erhalten Sie plötzlich ein großes Kapital.“

Herr Goldmann schien sich ein wenig erweichen zu wollen; er opponirte wenigstens nicht mehr so stark. Diesen Augenblick benutzte Franz, um noch heftiger in ihn zu dringen.

„Es widerstrebt mir,“ sagte der Bankier, „aber wenn ich es thue, dann muß ich auch für mein Risico entschädigt werden.“

„Das versteht sich von selbst; Sie sollen Geld verdienen.“

„Nun, Sie sollen die tausend Thaler auf einen Dreimonatswechsel haben und um Ihnen die Sache zu erleichtern, prolongire ich so lange, bis Sie zahlen können; aber ich berechne alle drei Monate sieben ein halb Procent Zinsen und ziehe dieselben im Voraus ab.“

Franz konnte viel zu wenig rechnen, um herauszubringen, daß dieses im Jahre 30 Prozent machte und daß sich in drei Jahren und vier Monaten das Kapital verdoppelte.

„Ich gehe auf diese Bedingungen ein,“ sagte er erleichtert, „aber Sie werden einsehen, daß ich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht lange mit dem Gelde ausreiche, sondern bald wieder kommen muß.“

„Ich setze das sogar voraus,“ antwortete der Wucherer; „aber ich lasse mich auf keine Versprechungen ein. „Je nachdem die Verhältnisse sich ändern, werde ich entweder kein Geld mehr geben oder mehr Procente fordern.“

Franz mußte sich fügen. Der Wucherer nahm ein Wechselformular, füllte dasselbe aus und legte es Franz zur Unterschrift vor. Dieser ergriff mit Hast die Feder und schrieb seinen Namen darunter. Nun öffnete der Wucherer einen mit vielen Schlössern verwahrten Kasten und holte aus demselben einen alten Lederbeutel hervor, welcher eine Menge beschnittener und nicht vollwichtiger Goldstücke enthielt.

„Sie sind alle zu leicht,“ schmunzelte er, „aber ich weiß, daß Sie mit dem Gelde spielen wollen und da thut es nicht den mindesten Eintrag; mir aber bringt es ein Nebenprofitchen, denn ich habe sie nur zu ihrem richtigen Werthe angenommen.“

Auch das mußte sich Franz gefallen lassen. Hans Goldmann zählte nun die Goldstücke auf und hielt gleich den ganzen Betrag für die Zinsen zurück.

Als Franz ein bedenkliches Gesicht machte, schmunzelte er:

„Sie möchten wohl Ihr Wort zurückziehen. Gut, so nehme ich mein Geld wieder." Heimlich aber dachte er: „Je weniger die Summe langt, desto eher kommt er wieder, und ich werde nicht unterlassen, ihn bis auf's Blut zu schröpfen. Ungerathene Söhne müssen gerade so behandelt werden, damit sie sich bessern."

Franz nahm das Geld zu sich und entfernte sich eilig.

Goldmann aber lachte ihm mit einem verächtlichen Lächeln nach und sprach: „Dich habe ich jetzt im Sacke, und Du sollst mir zappeln. Wolle Gott Deinem Vater noch ein langes Leben bescheeren! Niemand kann das aufrichtiger wünschen als ich; denn je weiter sein Tod hinausgeschoben wird, desto sicherer komme ich in den Besitz Deines Vermögens. Heute holst du tausend Thaler, morgen zweitausend und endlich holst du Nichts mehr, weil du ein armer Schlucker geworden."

Franz Kemper hatte sich soeben noch in einer demüthigen, bettelhaften Lage befunden. Das aber war jetzt vergessen. Mit triumphirendem Gesichte eilte er aus der engen Gasse dem reichern Stadttheile zu. Das Gefühl, im Besitze von Geld zu sein, gab ihm wieder Zutrauen und Keckheit. Auf dem Markte begegnete ihm sein Gläubiger. Dieser blieb stehen und fragte: „Hast Du Geld von Deinem Alten bekommen?"

„Versteht sich, und zwar doppelt so viel, als meine Schuld beträgt. Ich werde Dich heute Abend ganz befriedigen und das Spiel fortsetzen."

In den Augen seines Freundes malte sich unverkennbares Erstaunen. „Es ist mir lieb," gab er zur Antwort, faßte ihn am Arme und führte ihn zu dem Gasthofe, wo sie ihre Gelage und Spiele zu halten pflegten.

Der alte Franz Kemper fühlte sich durch den Besitz eines solchen Sohnes recht unglücklich, weil er voraussah, daß derselbe in wenigen Jahren sein Ver-

mögen auseinanderkratzen und gänzlich verschwenden werde. Das Geschäft war allerdings auf eine Reihe von Jahren sicher; aber außer dem Geschäfte hatte er, wie wir bereits gehört haben, auch noch anderes Vermögen, und zu diesem konnte er gelangen, wenn nicht besondere Vorkehrungen getroffen wurden.

„Traurig, traurig," flüsterte er. „Fast ein ganzes Menschenleben lang habe ich gearbeitet, um meinem einzigen Kinde ein großes Vermögen zu hinterlassen, und jetzt, wo ich im Begriffe stehe, in's Grab hinabzusteigen, jetzt bangt mir, dasselbe reich zu machen." Er schwieg eine Weile, dann fuhr er fort: „Das Bitterste ist, daß ich mir selbst die Schuld beimessen muß. Ich habe ihn verzärtelt und verhätschelt, habe ihn niemals mit Strenge an eine geregelte Thätigkeit gewöhnt, sondern allen seinen Lüsten nachgegeben.

Wiederum schwieg er, aber in seinem Geiste arbeitete er weiter an dem Gegenstande, welcher seine Seele erfüllte. Nachdem er lange geschwiegen, erhob er sein müdes Haupt wieder und murmelte: „Ich kann es vor Gott nicht verantworten, wenn er plötzlich in den Besitz so vielen Geldes kommt. Ich muß ihn hindern, ein großartiger Verschwender zu werden."

Er zog wieder die Klingel und befahl dem Knechte, den Herrn Verwalter zu rufen. Als Victor kam, bat er ihn, neben ihm auf dem Sopha Platz zu nehmen; dann legte er die abgewelkte Hand auf sein Knie und sagte:

„Mein Freund, es muß unsere Aufgabe sein, den Franz in Schranken zu halten; darum möchte ich auch mein übriges Gut festlegen, und ich wüßte einen Weg dafür. Ich will Dir meine sämmtlichen Kapitalien auf eine Reihe von Jahren leihen, unter der Bedingung, daß Du Grundstücke dafür kaufst und mir für die geliehenen Summen Hypotheken darauf giebst. Meine Häuser will ich Dir ebenfalls zu dem heutigen Werthe lassen und Du sollst sie nicht eher abzahlen, bis die Jahre verflossen sind, die ich Dir für die Grundstücke setze."

Victor's Augen glühten bei diesem Vorschlage vor Freuden und er war eben im Begriffe, in die dargereichte Hand einzuschlagen, aber er besann sich doch bald eines andern und sprach: „Wenn ich darauf einginge, so würde ich bald ein reicher Mann sein, denn die Häuser und die Grundstücke steigen fortwährend im Werthe; auch würde Ihr Sohn sich eigentlich nicht zu beklagen haben, weil ihm wenigstens das jetzige Eigenthum gewahrt bliebe und er doch von den Zinsen brillant leben könnte; aber ich kann dennoch auf den Vorschlag nicht eingehen."

„Warum nicht?" fragte Kemper enttäuscht.

„Weil die Leute sagen würden, ich hätte Sie mißbraucht und Sie zu einem für mich so vortheilhaften Handel beredet. Die Welt urtheilt scharf und Franz würde sicher in ihr Urtheil einstimmen. Ihren Plan halte ich nichtsdestoweniger für gut, nur meine ich, Sie sollten zur Ausführung desselben einen andern Mann suchen."

„Man kann nicht alle Männer dazu gebrauchen," gab Kemper zur Antwort. „Wem ich so viel anvertraue, dessen Ehrlichkeit muß ich erprobt haben; auch verbinde ich mit der einen Absicht, meinem Sohne das Vermögen zu erhalten, die andere, Dir eine Wohlthat zu erweisen. Doch halt, wenn Du nicht willst, so werde ich den Handel mit Peter Sauermilch vom Spelzerhofe abschließen. Da Du sein einziges Töchterlein zur Frau erhältst, so kommt Dir schließlich der Profit doch zu Gute. Und nun rede mir nicht mehr drein; es bleibt so, wie ich gesagt habe, denn außer Dir traue ich nur dem Sauermilch ein so wichtiges Geschäft an. Morgen früh reitest Du hinüber und holst ihn hieher. Er wird sich nicht sträuben, denn er weiß, was dabei herauskommt. Um Dir und ihm aber die üble Nachrede zu ersparen, werde ich ein Testament machen, in welchem ich die Beweggründe meines Handelns ausdrücklich angebe. Mit den Zinsen kann er noch immer fürstlich leben; aber ich denke, er

wird den ersten Jahresertrag in wenigen Monaten verjubeln und in den übrigen zehn erkennen lernen, einen wie großen Werth das Geld hat."

VIII.

Peter Sauermilch nahm das ihm angebotene Geschäft mit Vergnügen an und empfand gar keine Scrupel dabei. „Dummes Zeug," sprach er, „wozu die Bedenken? Wenn ich es nicht thue, so finden sich gleich zehn Andere. Außerdem geschieht sowohl dem Franz als auch meinem künftigen Schwiegersohne eine wahre Wohlthat damit, und es wäre geradezu eine Sünde, sie derselben zu berauben."

Der Spelzerhöfer war eine von jenen Naturen, welche den richtigen Spürsinn für gute Speculationen haben und welche selten oder nie daneben tasten. Die baare Geldsumme, welche er aus der Hand des Franz Kemper erhielt, sollte dazu benutzt werden, um ein großes Terrain dicht an der Stadt anzukaufen. „Heute ist es allerdings nur noch bloßes Feld," sagte er; „aber laßt nur noch einige Jahre in's Land gegangen sein, dann ändert sich die Sache ganz gewaltig, denen die Stadt muß sich nothwendig ausdehnen, und sie kann es am besten nach dieser Seite."

Also kaufte er den ganzen Complex an und ließ denselben schon gleich in Straßen abtheilen, um zur Zeit, wenn Bauplätze begehrt würden, sogleich gerüstet zu sein. Die Häuser, welche er ebenfalls übernommen, waren gut vermiethet und brachten so viel Miethzins auf, daß er schon jetzt eher Nutzen als Schaden hatte. Als das ganze Geschäft geregelt war, sollte auch die Hochzeit nicht länger hinausgeschoben werden. Victor war sehr zufrieden damit, denn es verlangte ihn, in Ruhe zu kommen. Gretchen und die beiden

Mütter hatten ebenfalls Nichts einzuwenden, und so kam die Hochzeit in kurzer Zeit zu Stande.

Herr Kemper hatte Alles gethan, was an ihm lag, dieselbe recht glänzend zu machen, und obschon er sich krank fühlte, so wollte er doch selbst bei derselben anwesend sein. Auch Franz war geladen, und er kam, weil er sich nicht gut entziehen konnte, aber sobald er unbemerkt fortschleichen konnte, that er es und suchte seine, ihm bereits so verderblich gewordenen Freunde auf. Die Hochzeitsgäste vermißten ihn nicht, denn seine Laune war keine rosige gewesen; desto schmerzlicher aber blickte der kranke Vater auf den leeren Platz. Er mußte sich bald zurückziehen und zu Bette gehen, während die Hochzeitsgäste noch in fröhlicher Stimmung zusammenblieben.

Von der Hochzeit richtete Franz seine Schritte zu dem Wucherer, den er aber in der schlimmsten Laune fand.

„Wollen Sie schon wieder Geld haben?" fragte er den Eintretenden, und als dieser nickte, fuhr er fort: „Was glauben Sie wohl? Meinen Sie, ich könne Geld machen? Wenn Sie so fortfahren, dann brauchen Sie nicht viel Zeit, um das Vermögen Ihres Vaters durchzubringen."

„Herr Goldmann," sprach Franz, „ich weiß, was Sie noch Alles sagen wollen, aber was kann das nutzen? Ich muß Geld haben. Geben können Sie es, das weiß ich, und wenn Sie jetzt nicht wollen oder sich den Schein geben, nicht zu wollen, dann handelt es sich bloß um höhere Procente. Nehmen Sie in Gottes Namen statt sieben ein halb acht oder neun. Was liegt mir an den wenigen lumpigen Thalern, welche ich dadurch verliere? Nichts! Wenn ich sparen will, hole ich's bald wieder ein."

„Aber das werden Sie wahrscheinlich niemals lernen, junger Mann, und ich sage Ihnen noch einmal, daß ein ganzer Berg von Gold aufgehen kann, wenn alle Tage Etwas davon, aber niemals Etwas dazu kommt; doch für diesmal will ich Fünf gerade sein lassen und noch einmal tausend Thaler hergeben."

Wie das erste Mal schrieb er einen Wechsel, ließ denselben unterzeichnen und gab ihm das Geld. Nun hielt sich Franz keinen Augenblick länger in der stinkenden Stube auf, sondern eilte mit dem Gelde von dannen. Wie gewöhnlich begab er sich in den Spielklub und fand die Haupthähne, die mit Hunderten und Tausenden umgingen, wie unser Einer mit Groschen oder gar Pfennigen. Sie empfingen ihn mit einem Jubelrufe, denn an seinem Gesichte sahen sie, daß er Geld in der Tasche hatte und wußten, daß es nachher in den ihrigen sitzen würde.

Sie zogen ihn fast im Triumphe in die kleine Stube und ermunterten ihn zu hohem Spiel. Da er einen bedeutenden Hang zum Großthun hatte, so nahm er jeden Einsatz an. Die ersten Spiele brachten ihm Glück und er gewann eine große Summe Geld. Statt nun aufzuhören, setzte er immer höher. Sein Gesicht glühte, seine Augen funkelten und seine Finger krallten sich ordentlich nach dem Gelde. Plötzlich verlor er das Gewonnene wieder, und da er das Spiel fortsetzte, obschon ihm davon abgerathen wurde, so waren auch die tausend Thaler bald zu Ende.

Wüthend stürzte er ein Glas Champagner nach dem andern hinab, bis er so betrunken war, daß man ihn nach Hause tragen mußte.

Als er am folgenden Morgen mit einem wüsten Katzenjammer erwachte, gingen ihm die Ereignisse des gestrigen Tages durch den Kopf. Daß er sich betrunken hatte, daran lag ihm wenig. Es kam überhaupt so oft vor, daß er kaum noch ein Unrecht darin fand. Es war ja das einzige Mittel, das Gewissen zu betäuben, die mahnende Stimme in seinem Innern zum Schweigen zu bringen. Was ihn schmerzte, war nur der Verlust des Geldes; denn jetzt mußte er sich vor dem habgierigen Hans Goldmann wieder demüthigen und eine Menge Worte und Ueberredungskünste verschwenden, um ihn zu fernerm Geben geneigt zu machen. Mürrisch erhob er sich und begab sich in das Früh-

stückszimmer, wo er zu seinem größten Verdruße den Vater fand.

„Nun wird die Predigt wieder losgehen," dachte er und schaute mit mürrischem Gesichte vor sich hin. Der Greis betrachtete ihn mit einem schmerzlichen Gefühle, denn er las auf seinem Gesichte die Geschichte des gestrigen Tages. „Franz," sagte er mit zitternder Stimme, „willst Du gar nicht in Dich gehen? Siehst Du denn nicht, daß Dein Lebenswandel mich mit immer größer werdendem Kummer erfüllt?"

Franz schwieg. Kemper fuhr fort: „Ich hätte noch eine Reihe von Jahren leben können, aber Du hast die Nägel zu meinem Sarge gemacht und es wird nicht lange mehr dauern, so legt man mich hinein. Hast Du niemals daran gedacht, welch' ein bitteres Gefühl es für Dich sein muß, wenn Dir nach meinem Tode Dein Gewissen sagt: ‚Ich habe ihn in's Grab gedrückt?'

„Wie könnte ich mir einen solchen Vorwurf machen?" fragte Franz. „Wenn ich auch zugeben muß, daß ich etwas locker gelebt und einige tausend Thaler verschwendet habe, so ist das doch so schlimm nicht. Es läßt sich bald wieder ersparen, und junge Leute können doch nicht wie Einsiedler leben."

„Wenn es nur das Geld wäre," antwortete der Greis, „so wollte ich nicht viel Worte darum verlieren, aber es handelt sich um mehr. Das Geld hat nur dazu gedient, Dich lasterhaft zu machen, und ich sehe voraus, daß Du nach meinem Tode, wo Dich die väterliche Stimme nicht mehr warnen kann, noch viel schlimmer wirst. Ich habe manchen Wüstling Deiner Art gekannt, der in wenigen Jahren ein großes Vermögen durchbrachte und als Bettler oder im Gefängnisse starb. Um Dir ein so klägliches Ende zu ersparen, habe ich Vorsorge getroffen, daß Du nicht frei schalten und walten kannst. Es wird aber immer noch genug übrig bleiben, um Dir eine glänzende Existenz zu sichern. Ich muß fürchten, daß die Zinsen, welche Dir zukommen werden, noch immer zu groß sind, um

Dich zur Rückkehr zu zwingen. Ich bin deßhalb in dieser Nacht mit mir zu Rathe gegangen, ob es nicht Pflicht ist, Dir jegliche, auch die kleinste Ausschreitung unmöglich zu machen."

Franz schaute ihn groß und erschrocken an und fragte: „Wie wolltest Du das anfangen? Ich bin Dein einziges Kind und Du kannst mich nicht enterben."

„Es giebt verschiedene Wege, dieses zu bewerkstelligen," antwortete Herr Kemper. „So lange ich lebe, bin ich unumschränkter Herr meines Vermögens, denn Deine selige Mutter hat mir bei Lebzeiten das Wenige, über welches sie verfügen konnte, geschenkt. Wenn ich es nun ebenso mache und meine sämmtlichen Güter wohlthätigen Anstalten vermache, so bist Du arm und mußt wie ein gewöhnlicher Knecht arbeiten. Da Du nicht tiefer sinken kannst, so wäre es vielleicht das einzige Mittel, Dich an einen bessern Lebenswandel zu gewöhnen. Ich könnte auch noch einen andern Weg einschlagen, nämlich Dich vom Gerichte als Verschwender erklären lassen. Dann würde Dir nach meinem Tode eine Vormundschaft gesetzt, und Du könntest ohne ihre Zustimmung über keinen Kreuzer verfügen."

Dem Franz wurde es dunkel vor den Augen, und da er fürchtete, sein Vater könne die Drohung wahr machen, so legte er sich auf's Bitten und machte alle möglichen Versprechungen.

„Was von Deinen Schwüren zu halten ist," sagte der Vater, „das weiß ich aus Erfahrung. Heute, wo Dir das Messer an der Kehle sitzt, versprichst Du Besserung, und morgen, wenn die Gefahr nachläßt, gehst Du wieder die alten Wege. Denke daran, was ich Dir heute gesagt habe; ich führe sonst mein Vorhaben aus."

Der Greis entfernte sich hierauf und ließ den Sohn allein.

„Also er hat mein Vermögen festgelegt," murmelte er im Zorne; „er hat mir nur die Zinsen gelassen, diesen armseligen Bettel, womit ich nicht zur Hälfte meine

Schulden decken kann. Wovon soll ich denn leben? Es muß um jeden Preis hintertrieben werden."

Lange stierte er vor sich hin und dachte über die knappen Zeiten nach, welche ihm bevorstanden; aber er fand kein anderes Mittel, denselben zu entgehen, als den Vater umzustimmen, und dieses konnte er nur, wenn er seinen Lebenswandel änderte. Schien ihm Letzteres auch unmöglich, so wollte er sich doch wenigstens den Schein geben. Mißmuthig stand er auf, verließ das Haus und schlenderte gedankenvoll in der Stadt umher. Da begegnete ihm einer von Jenen, die ihn oft genug bis auf's Hemd ausgezogen hatten, ein gewisser Baron von Lamm. Baron nannte er sich selbst, aber die Leute meinten, trotz seines langen, krausen Bartes, der fast das ganze Gesicht einhüllte und eigentlich nur die Nase und die Stirne sehen ließ, sei er doch schwerlich ein wirklicher Baron, sondern einer von jenen Strolchen, welche in Badeörtern und großen Städten zu finden sind, wo sie die Gimpel rupfen und aus den Taschen anderer Leute leben. Herr von Lamm hatte in der That wenig von einem Adeligen an sich; im Gegentheile waren seine Manieren platt und bäurisch, aber auf dem Pferde saß er, wie darauf geschmiedet und er konnte das wildeste Thier zur Raison bringen. Als er des Franz ansichtig wurde, blieb er stehen und fragte: „Warum siehst Du so trübselig darein?"

„Habe wohl Ursache dazu," gab er zur Antwort, „denn ich muß jetzt ein Einsiedlerleben beginnen und daheim in meinen vier Pfählen bleiben."

„Wie so das?" fragte der Baron.

Franz setzte ihm auseinander, was zwischen ihm und seinem Vater vorgefallen war und fügte hinzu: „Du siehst nun, daß ich nicht mehr in Eure Gesellschaften kommen kann, wie gern ich auch wollte."

„Hm," sagte der Baron mit schmerzlichem Bedauern, „da bedarfst Du guter Freunde. Meine Einkünfte sind allerdings ziemlich bescheiden, aber sie reichen hoffentlich doch hin, Dich mit durchzuschleppen. Da

hast Du meine Hand, daß ich Dich nicht verlassen werde."

Das war das erste Mal, daß ihm Jemand so hülfreich entgegenkam, deßhalb nahm er den Baron gleich in sein Herz auf und schenkte ihm seine Freundschaft.

„Ich danke Dir für Deine Theilnahme," sprach er, „aber ich werde wohl nicht in die Lage kommen, Gebrauch davon zu machen, weil meine Fehltritte mit dem Verluste des Vermögens gebüßt werden sollen."

„Freilich, Franz, Du mußt von jetzt ab ein eingezogenes Leben führen. Es ist allerdings nicht angenehm, aber das Bischen Verstellung, welches Du treiben mußt, wird ja so lange nicht dauern. Ich setze voraus, daß Dein Vater seine Spione hat, die Dir auf jedem Schritte auflauern; ich finde das sogar natürlich und wegen seiner Vaterschaft entschuldbar; aber mein lieber Franz, ich finde es auch ebenso natürlich, daß Du Dir das künftige Vermögen zu sichern suchst. Ob Du immer im Stande sein wirst, die richtigen Schritte zu unternehmen und Dich vor Schaden zu hüten, das weiß ich nicht; jedenfalls aber ist es ganz ersprießlich für Dich, wenn Du beständig einen treuen Freund zur Seite hast. Wenn Du willst, so ziehe ich zu Dir und übernehme so eine Art von Obervormundschaft über Dich."

Franz hatte an dem Plane seine Freude und schlug sogleich ein. „Du kannst reiten und fahren," sagte er, „Du verstehst überhaupt alle Künste, die das Leben angenehm machen. Du wirst es auch fertig bringen, meinem Vater zu schmeicheln und dem Hans Goldmann immer mehr Geld abzulocken. Da hast Du meine Hand, wir wollen Freunde sein für das Leben!"

Die Beiden, an Alter sehr ungleichen Männer begaben sich nun zusammen zu Kemper's Wohnung. Franz ging in die Krankenstube seines Vaters und sagte: „Was Du mir heute Morgen gesagt hast, ist mir tief in's Herz eingedrungen und ich habe mir fest vorgenommen, einen andern Lebenswandel zu beginnen; aber ich fürchte, wenn ich ohne allen Umgang auf meine

Stube beschränkt bin, dann kommen die bösen Gelüste bald wieder; dagegen würde ich mich angenehm unterhalten und nicht an die Außenwelt denken, wenn ich Gesellschaft hätte. Ich hoffe, Du hast Nichts dagegen einzuwenden, wenn der Herr Baron von Lamm bei mir wohnt."

„Franz," antwortete der Vater, „Du bist alt genug, um zu wissen, welche Freunde Dir schädlich und welche Dir nützlich sind; ich lasse Dir also die freie Wahl, aber ich sage Dir, täusche mich nicht. Eine Täuschung würde ich nicht gleichgültig ertragen, sondern meine strengsten Maßregeln ergreifen."

Franz gab nochmals alle möglichen Versprechungen und begab sich dann zu Herrn von Lamm, um ihn als Freund in seine Wohnung einzuführen. Es schien in der That, als ob seit dieser Stunde ein anderer Geist über ihn gekommen sei; denn die beiden Freunde waren fast den ganzen Tag zu Hause und gingen abends recht zeitig zu Bette. Niemand ahnte, daß sie nachher wieder aufstanden, auf einer Strickleiter in das unter ihrem Fenster stehende Gesträuch hinabstiegen, die halbe Nacht wilde Orgien feierten und erst gegen Morgen heimkehrten. Mit der Hülfe des Barons war es nur eitle Prahlerei. Einige Tage ließ er den Franz aus seiner Tasche leben, dann aber erklärte er sich bankerott und trieb ihn an, bei Hans Goldmann für neues Geld zu sorgen.

„Ich fürchte mich, allein zu dem alten Wucherer zu gehen," sagte Franz; „komm mit, so habe ich mehr Courage!"

Der Baron war für solche Dienste die Gefälligkeit selbst, denn er konnte nur dabei gewinnen. Sie warteten also das Dunkel ab, hüllten sich, um sich unkenntlich zu machen, in ihre Mäntel und machten sich auf den Weg. Die hölzernen Fensterläden waren geschlossen, aber durch die Ritzen derselben konnten sie sehen, daß Goldmann noch an seinem Pulte saß. Er hatte eine Reihe von Beuteln vor sich stehen, die er mit wohlgefälligen Blicken betrachtete. Bald nahm er

den einen, bald den andern in die Hand, wog ihn ein paarmal und legte ihn dann wieder weg. Nachdem sie sich das Geldspiel des Knausers ein wenig angesehen hatten, klopfte der Baron mit der Faust gegen den Laden und rief: „Hans Goldmann, lasse uns ein!"

Goldmann fuhr erschrocken zusammen. Das Zuklappen des Pultes und das Aufspringen vom Stuhle geschah im gleichen Momente. Dann horchte er ängstlich gegen das Fenster hin, bis der Ruf: „Hans Goldmann, lasse uns ein!" von Neuem ertönte.

„Was wollt Ihr hier?" fragte er. „Geht vorüber und lasset einen alten friedlichen Mann in Ruhe."

„Wir bringen Dir Verdienst, öffne nur," sagte der Baron.

„Ich kenne den Verdienst," entgegnete der Wucherer, „ihr gebt mir einen Wisch Papier und ich soll dafür mein sauer erworbenes Geld leihen, um nachher beschwindelt und betrogen zu werden. Vielleicht führt Ihr gar noch Schlimmeres im Sinne, aber nehmt Euch in Acht, ich habe Revolver und Doppelflinten hier; auch liegen am Eingange Selbstschüsse und sonstige gefährliche Dinge."

Jetzt nahm Franz das Wort und sprach: „Hans Goldmann, ich bin es, der Franz Kemper; öffnet nur ohne Furcht."

„Ah Franz, Du bist es," entgegnete der Wucherer in spöttischem Tone. „Du willst wieder Geld haben, aber geh' nur vorüber, meine Kasse ist leer."

Nach einigem Hin- und Herreden öffnete er doch, und obschon er wußte, warum sie kamen, so fragte er doch nach ihrem Begehr.

Wie gewöhnlich, so brachte Franz auch jetzt eine Menge von Entschuldigungen vor, welche das schnelle Verschwinden des Geldes erklären sollten; aber Goldmann lächelte verschmitzt und entgegnete: „Mit solchen Lügen fängt man den alten Goldmann nicht. Essen, Trinken, Spielen und noch Schlimmeres verschlingen all' die Summen; aber wo soll das hinauslaufen? Wie komme ich schließlich zu meinem Gelde?"

„Haben Sie nicht meine Wechsel in Händen?“ fragte Franz, „und ist es möglich, daß jemals ein Pfennig daran verloren geht?“

Allen Einwürfen wußte Goldmann zu begegnen; am Ende aber erklärte er sich doch bereit, nochmals eine Summe herzugeben, wenn der Herr Baron mit unterschreibe.

„Ich thue es um so lieber,“ gab dieser zur Antwort, „weil ich einer gleichen Summe bedarf, und ich zweifle nicht, daß mein Freund auch meinen Wechsel unterschreiben wird.“

Das konnte Franz natürlich nicht abschlagen, und so gingen sie denn Beide reich beladen hinweg, um die Nacht in dulce jubilo zu verbringen. —

Etwa drei Wochen nach dieser letzten Anleihe wurde Franz in das Krankenzimmer gerufen. In der Furcht, daß seine Streiche an den Tag gekommen, ging er hinüber; aber er überzeugte sich auf den ersten Blick, daß sein Vater nicht mehr im Stande sei, ihm eine Strafpredigt zu halten. Mit dem Kopfe auf das Kissen zurückgelehnt, sah er bleich und entstellt aus und der letzte Lebensfunke schien bereits erloschen. Vor dem Bette knieeten Victor, Gretchen und Sanna. Sie beteten leise.

„Was ist vorgefallen, und warum benachrichtigt man mich so spät?“ fragte er barsch. „Ich sehe nur Fremde am Sterbebette meines Vaters, während der Sohn ferngehalten wird.“

Die betenden Personen erwiederten Nichts, aber der Vater erhob jetzt mühsam sein Haupt und sprach mit röchelnder Stimme: „Beschuldige Niemanden, Franz, denn Du allein trägst die Schuld an meinem jetzigen Zustande. Ich wähnte Dich gebessert und fühlte mich glücklich, aber Briefe, welche mir heute mit der Namensunterschrift geachteter Bürger zugekommen sind, haben mir die Augen geöffnet. Ich sehe, daß Du schlimmer statt besser geworden bist. Der Schlag war zu hart für mich, ich werde daran sterben. Du hast mich getödtet. Ich wollte Dir die

S. 120.



Ausführ., Stich u. Druck d. G. J. Manz Kunst-Verlag.

Herchenbach, der Mörder.

letzten Mittel nehmen, darum schickte ich zum Notar, aber das Leben wird zu rasch entfliehen, der Notar kommt zu spät. Möge Dir Gott beistehen, daß Du nicht zeitlich und ewig zu Grunde gehst!"

Er wollte noch mehr sagen; aber die Kräfte nahmen rasch ab, der Kopf fiel auf das Kissen zurück und das Röcheln wurde immer stärker.

Jetzt öffnete sich die Thüre und der Notar trat mit zwei Zeugen ein. Kemper bewegte die Lippen wie zum Sprechen, aber es kam kein Ton hervor.

„Ich bin hieher berufen, um einen letzten Willen aufzunehmen," sagte der Notar, „aber es scheint, daß die Lebenskräfte nicht mehr aushalten werden. Meiner Pflicht gemäß aber werde ich hier verweilen, bis der Tod eingetreten."

Ob der Sterbende diese Worte vernahm? Es schien so, denn seine schon halb gebrochenen Augen richteten sich nach der Stelle, wo der Notar stand. Die Auflösung aber hatte schon zu weite Fortschritte gemacht, die Lebensgeister entflohen mehr und mehr und im Verlaufe weniger Minuten war er todt.

Da lag nun die starre Hülle in der irdischen Kammer, während die Seele dem Throne Gottes entgegenschwebte. Wie verschiedenartig waren die Gefühle, von denen die Herzen der Anwesenden bewegt wurden! Victor, Gretchen und Sanna weinten aufrichtige Thränen des Schmerzes, Franz stand da wie vernichtet. Es war keine Trauer um dem Hingeschiedenen, welche seine Brust durchwühlte, aber er fühlte sich dennoch wie zermalmt, denn er hatte das Bewußtsein, daß er den Tod des Verstorbenen beschleunigt hatte, und er kam sich in diesem Augenblicke wie ein Mörder vor. In seine Ohren tönte der Ruf: „Mörder! Vatermörder!" und dieser Ruf hallte wie mit höllischem Gelächter in seiner Seele wieder. Der ewige Abgrund that sich vor seinen Augen auf und er sah sich von furchtbaren Schreckgestalten in einen flammenden Schlund hinabgezogen. Seine

Sinne verwirrten sich und mit einem grellen Schrei stürzte er zu Boden.

Victor erhob sich von seinen Knieen, beugte sich über ihn und lispelte: „Möge diese schreckliche Stunde in Dein Herz eingegraben bleiben und nie verlöschen! Möge sie Dir zum Augenblicke der Umkehr und der Besserung werden!“

Der Notar und die Zeugen starrten abwechselnd bald auf die Leiche, bald auf den Ohnmächtigen. Auf ihren Gesichtern spiegelte sich weder Theilnahme, noch Abscheu. Die Personen waren ihnen fremd und gleichgültig. Sie hatten überdieß so oft am Bette eines Sterbenden gestanden, daß sie nicht einmal eine Aufregung empfanden.

„Kommt,“ sagte der Notar zu seinen Leuten; „wir sind hier überflüssig.“ Und sie schritten schweigend zur Thüre hinaus.

Als Franz aus seiner Ohnmacht erwachte, sprang er auf beide Füße, warf noch einen schnellen Blick auf das Sterbebett und eilte dann in sein Zimmer, wo ihn Baron von Lamm mit dem Ausrufe empfing: „Mein Gott, Du siehst ja aus, als ob Du dem leibhaftigen Tode in's Gesicht geschaut hättest.“

„Das habe ich auch,“ antwortete Franz, „mein Vater ist so eben gestorben und ich habe ihn ermordet.“

Ueber das gemeine Gesicht des Barons ging ein zuckendes Lächeln. „Die Sterbescene hat Dich aufgeregt, deßhalb schaust Du schwarz,“ sagte er. „Du hast ihn ermordet? Was soll das heißen? Dein ganzes Verbrechen besteht darin, daß Du von Deinem eigenen Vermögen einige Tausend Thaler ausgegeben, ehe Du vollständig Herr darüber warst. Dein Vater hat es in seiner Jugend nicht anders gemacht. Im Alter werden alle Leute fromm, und dann möchten sie auch die Herzen ihrer Kinder alt und empfindungslos machen. Sei kein Narr, sondern freue Dich, daß der Tod endlich die Ketten gebrochen hat, mit denen Du gebunden warst. Noch einige Tage der Trauer, dann bist Du Herr eines großen Vermögens und Niemand

auf der Welt hat Dir Vorschriften über den Gebrauch desselben zu machen. An Deinem Vater hast Du nicht viel verloren, denn er gönnte Dir nicht die geringste Freude; aber an der Brust Deines Freundes wirst Du immer die herzlichste Theilnahme finden."

Franz schwieg; die Aufregung war noch zu groß; aber es war ihm doch lieb, daß er Jemanden hatte, der ihm die Schreckgestalten hinwegplauderte und ihn schuldlos erscheinen ließ. Nur wenige Stunden und der ganze Eindruck, den er im Sterbezimmer erhalten, war verwischt.

„Du mußt Zerstreuung haben," sagte der Baron; „hier in dem öden Zimmer denkst Du immer an die Leiche. Komm mit zu unsern Freunden; sie werden sich freuen, Dich als einen freien Mann wieder zu sehen."

Franz war tief, sehr tief gesunken, aber es widerstrebte ihm doch, jetzt an den Spieltisch zu gehen und wüste Orgien zu feiern. „Machen wir lieber einen Spaziergang in den Wald," sagte er.

Der Baron mußte ihn für die Folge willig erhalten, deßhalb nahm er gleich Hut und Stock und schritt ihm voraus. Im Walde angekommen, setzte sich Franz auf einen Baumstamm, stützte den Kopf in die Hand und sprach: „Ob Hans Goldmann schon von dem Todesfalle gehört hat?"

„Wahrscheinlich," antwortete der Baron; „es hat sich gewiß wie ein Lauffeuer verbreitet; aber was liegt daran? Wenn er kommt, um sein Geld zu fordern, so kann er's ja haben. Der Tod wird ihn übrigens nicht freuen, denn wenn Dein Vater am Leben geblieben wäre, so hätte er viel bessere Geschäfte gemacht."

Dem Franz kamen jetzt wieder die Drohungen seines Vaters in's Gedächtniß. Er hatte ihm gesagt: „Ich habe Dein Vermögen für eine Reihe von Jahren festgelegt." Wenn das nicht eine bloße Drohung, sondern Wahrheit war, so saß er nach wie vor in der Klemme, denn wie groß auch die Jahresrevenuen sein mochten, sie reichten zur Bezahlung seiner Schulden

und zur Fortführung seines bisherigen Lebenswandels nicht aus.

„Was hast Du noch?" fragte der Baron, „Du scheinst mir plötzlich eine sehr empfindsame Natur geworden zu sein."

Franz war im Begriffe, ihm zu sagen, um was es sich handelte, aber er verschluckte das Bekenntniß wieder, denn wenn der Baron erfuhr, wie kahl er war; dann ließ er ihn sicher im Stiche, und gerade jetzt bedurfte er seiner Gesellschaft. —

Erst am Abende kamen sie von ihrem Ausfluge zurück. Victor erschien sogleich in seinem Zimmer und stellte ihm vor, daß nothwendiger Weise die Anordnungen wegen des Begräbnisses gemacht werden müßten.

„Der Kopf steht mir nicht darnach," gab er zur Antwort; „auch kenne ich zu wenig von solchen Dingen, deßhalb nimm Du es in Deine Hand. Ich bin mit Allem einverstanden, was Du thust."

Kaum hatte sich Victor entfernt, so trat Hans Goldmann ein. „Also der gute Herr Vater hat das Zeitliche gesegnet?" sagte er. „Nun, der Eine früh, der Andere spät! Es ist einmal ein Gesetz der Natur, daß wir Alle sterben müssen. Aber, wie sieht es nun mit der Bezahlung aus, mein Freund? Ich bin auf den Tod des Herrn Kemper vertröstet worden, und der ist nun eingetreten."

„Abscheulicher Wucherer! tausendmal schlimmer, als ein Jude, ein Mensch, wogegen der Moses Baruch ein Engel ist. Laß doch wenigstens die Leiche kalt werden, ehe Du mit Deinen sündhaften Forderungen kommst."

„Na," antwortete Hans Goldmann, „solche Declamationen verschlagen bei mir Nichts. Ich halte es mit meinem guten Rechte und klingender Münze. Ich möchte den jungen Herrn doch kategorisch abfragen, wann er zu zahlen gedenkt."

„Nach dem Begräbnißtage," antwortete Franz. „Lassen Sie uns aber jetzt in Ruhe."

„So, ich soll den jungen Herrn jetzt in Ruhe lassen? Hat er mich auch in Ruhe gelassen, wenn er Geld nothwendig hatte? Aber das ist der Lauf der Welt! Wer gut und mitleidig ist, der wird mit Undank belohnt. Ich komme nach dem Begräbnisse wieder, und wenn nicht gezahlt wird, dann mache ich eine Schadenrechnung, die nicht klein ist."

Am dritten Tage nach diesem Vorfalle wurde die Leiche zur Erde bestattet. Ein unübersehbares Gefolge von Leidtragenden und Wagen gab ihm das letzte Geleite, denn Kemper war stets ein hochgeachteter Mann gewesen und hatte die allgemeinste Liebe genossen. Franz ging hinter dem Sarge, aber er vergoß keine Thräne. Der Eindruck, welchen die Sterbescene auf ihn gemacht hatte, war längst verlöscht und er dachte jetzt nur an die Genüsse, welche er sich bereiten wolle.

Die Gebete des Priesters an dem offenen Grabe, seine ergreifende Ansprache, das Hinablassen des Sarges, Alles das ging eindruckslos vorüber, und er hätte nicht einmal eine Schaufel voll Erde auf den Sarg hinabgeworfen, wenn ihn nicht Victor daran gemahnt hätte.

Von dem Begräbnisse in das elterliche Haus zurückgekehrt, fanden sie den Notar bereits anwesend, um das versiegelte Testament vorzulesen. Der hauptsächlichste Inhalt war folgender: „Um meinen Sohn zu hindern, sein Vermögen zu verschwenden, habe ich all' mein Gut festgelegt und notarielle Acte darüber aufnehmen lassen. Er soll nur die Zinsen genießen. Ich hoffe, daß er nach Ablauf der Contracte ein verständiger Mann geworden ist und die Wohlthat, die ich ihm durch meine Handlung erwiesen habe, erkennen wird."

Hierauf entfaltete der Notar die Acten und las sie ebenfalls vor. Hans Goldmann, welcher sich zeitig eingefunden hatte, um seine Rechte geltend zu machen, fiel aus allen Himmeln. „Sie sind ein Schwindler," rief er dem jungen Wüstlinge zu; „aber Sie sollen mich nicht um mein Geld bringen. Ich lege hiermit Beschlag auf Zinsen und Miethe und es soll

Ihnen kein Thaler ausbezahlt werden, bis ich gänzlich befriedigt bin."

Dieser letzte Schlag kam Franz ganz unerwartet; er hatte nicht daran denken können. Sein erträumter Reichthum hatte sich plötzlich in eine vollständige Armuth verwandelt, und wenn Victor ihm nicht aus Mitleid Kost und Wohnung ließ, dann mußte er arbeiten oder verhungern. Natürlich war er geneigt, dem Victor und seinem Schwiegervater Alles in die Schuhe zu schieben. Der Erstere aber sagte ihm kurz und bündig, daß die Schuld an ihm selbst liege. „Glaube aber nicht," fuhr er fort, „daß ich von meinen Rechten vollen Gebrauch machen werde. Ich bin Deinem seligen Vater großen Dank schuldig, und werde denselben mit Freuden an seinem Sohne bethätigen. Du kannst die bisher von Dir bewohnten Räume behalten, an meinem Tische essen und Dich nach Belieben kleiden."

„Ein Almosen also, und zwar ein sehr kärgliches," sagte Franz ingrimmig. „Ich möchte doch auch wissen, wie viel Taschengeld Du mir auswirfst."

„Taschengeld könnte nur dazu dienen, Dich immer weiter in den Wust hinabzuziehen," sagte Victor, „und ich würde damit den Absichten Deines Vaters geradezu entgegenhandeln. Ohne Geld wirst Du genöthigt sein, ein solides Leben zu beginnen, und nach einigen Jahren im Stande sein, dem Hans Goldmann Alles zurückzuzahlen; dann aber kommt das Taschengeld von selbst."

Weiter war aus dem verständigen Victor Nichts herauszupressen. Er ließ den armreichen Erben wettern und fluchen und ging seinen Geschäften nach. Dem Herrn Baron, der sich in dem Reichthume des Freundes so gründlich die Hände waschen wollte, kam dieser Ausgang ebenfalls ganz unerwartet.

„Hm," sagte er, „ich hatte mir gedacht, wir würden nun ungestört an Deinen Fleischtöpfen sitzen, und nun bist Du für lange hinaus ein armer Schlucker, dem ich unter die Arme greifen muß, wenn er nicht verhungern soll. Es ist eine verfluchte Geschichte, die

mir Kopfzerbrechen macht; aber, bei meiner Freundschaft! ich verlasse Dich nicht, und ich werde schon ein Mittel finden, Dir zu Geld zu verhelfen. Laß mich nur machen und gieb mir Vollmacht zu handeln, so wird sich schon Alles nach Wunsch machen. Diese Erbschleicher sollen doch keine Freude von ihren Schandthaten haben, darauf schwöre ich einen Eid."

„Wenn Du Geld schaffen kannst, so thue es," antwortete Franz. „Wenn auch ein paar Tausende verloren gehen, was liegt daran? Es ist ja jetzt doch an die Kette gelegt.

IX.

Hans Goldmann befand sich noch spät abends in seinem Stübchen, als an das Fenster geklopft wurde. Er wußte, wer der Klopfende war, denn er hatte ihm auf diese Stunde eine Zusammenkunft versprochen. Leise erhob er sich, gab mit dem Knöchel das verabredete Zeichen auf der Fensterscheibe und begab sich leise hinaus, um die Thüre zu öffnen. Rasch huschte Baron von Lamm herein und fragte leise: „Sind wir ganz allein?"

„Ganz allein," entgegnete Goldmann; „die Magd ist zu Bette, und außer ihr und der Katze keine Menschenseele im Hause."

Trotzdem schob der Wucherer im Innern aber doch den Riegel vor und ersuchte seinen Freund, leise zu sprechen. Nachdem er zwei Stühle neben einander gesetzt hatte, sprach er mit halber Stimme: „Sie wollten einen Weg ausfindig machen, um mir volle Sicherheit für mein Geld zu verschaffen."

„Nicht allein das," antwortete der Baron ebenso leise, „sondern Ihnen auch einen tüchtigen Profit an die Hand zu thun."

„Ich bin neugierig, Ihren Vorschlag zu hören.“

„Ehe ich damit herausrücke, Goldmann, will ich Ihnen sagen, daß ich nicht aus Vorliebe für Sie handle, sondern daß ich meinen persönlichen Vortheil im Auge habe. Könnte ich denselben ohne Ihre Hülfe erlangen, so würde es mir nicht einfallen, Ihnen Etwas zuzuwenden. Ich halte es für besser, daß ich Ihnen das offen sage, damit wir genau wissen, was wir an einander haben.“

„Offen ist das sicherlich, Herr Baron, und was das Beste ist, ich finde es sehr natürlich. Wenn nur der Vortheil uns aneinander bindet, dann können wir viel correcter handeln. Also, welches sind Ihre Vorschläge?“

„Mein Herr,“ nahm der Baron wieder das Wort, „in diesem Augenblicke ist Franz Kemper so arm, wie ein Pflegling im Altmännerhause, und wenn nicht ein Mittel gefunden wird, Sie zu befriedigen, so haben Sie sehr lange zu warten, bis Sie zu Ihrem Gelde kommen. Es ist aber auch leicht möglich, daß Sie niemals einen Pfennig erhalten, sondern noch gar in's Gefängniß wandern.“

„Wie so?“ fragte Goldmann erschrocken.

„Sie sollten es eigentlich besser wissen, als ich,“ antwortete der Baron, „denn Sie haben ja selbst nachträglich die Wechsel gefälscht und sie auf höhere Beträge geschrieben. Sie haben nicht den Muth, dieselben dem Gerichte vorzuzeigen, weil sie sogleich als Fälschungen erkannt würden.“

Goldmann erblaßte und fragte: „Wie können Sie so Etwas behaupten? Woher wissen Sie es?“

„Das bleibt vorläufig mein Geheimniß, Herr Goldmann; es ist genug, daß ich es weiß. Sie haben darauf gerechnet, daß Franz Kemper keine Notizen geführt und also keinen Begriff davon hat, wie viel er Ihnen schuldig ist. So weit ist Ihre Vermuthung eine vollständig richtige; aber Eines haben Sie nicht gewußt, nämlich, daß er mich beauftragt hat, Sie zu controliren. Das habe ich nicht allein gethan,

sondern mir auch persönliche Einsicht in die Wechsel verschafft und dadurch die Ueberzeugung bekommen, daß Sie ein Fälscher sind. Wenn ich heute zu Franz gehe und ihm sage: ‚Klage den Goldmann ein,‘ so ist Ihr Arrest keinen Pfennig mehr werth. Sie können denselben sammt den Wechseln zerreißen, und Franz kommt ohne Sie zu Gelde. Wenn ich das aber thäte, so hätte ich selber nur das Mitleben davon, aber kein Geld. Das ist der Grund, warum ich Sie schone. Ich will Geld verdienen, baares Geld, und zwar recht viel."

„Es dauert lange, bis Sie mit Ihrem Vorschlage kommen," sagte der Wucherer.

„Jetzt komme ich damit, passen Sie auf: Franz befindet sich unter meinem Einflusse und ich kann mit ihm machen, was mir beliebt. Er wird auch jeden Rath befolgen, den ich ihm gebe. Nun sehen Sie, obschon sein Vermögen festgelegt ist, so ist es doch da und er kann alle Tage Geld daraus machen. Wenn er zu einem von unsern großen Geldmännern geht, so werden sie ihm gegen eine Cession seines Vermögens oder eines Theiles desselben sehr bedeutende Summen gleich baar ausbezahlen. Sie begreifen, daß dabei viel Geld zu verdienen ist und daß wir Beiden dasselbe ebensogut gewinnen können, wie andere Leute."

„Aber Sie wissen, daß es auf Jahre festliegt."

„Was schadet es? Es steigt jedes Jahr im Werthe. Außerdem mache ich mich anheischig, daß Sie es zum halben Werthe erhalten, wenn Sie mich Ihren Vortheil theilen lassen."

„Und wie wissen Sie, daß ich es zum halben Werthe erhalte?"

„Das lassen Sie meine Sorge sein! Erklären Sie nur, daß Sie bereit sind, auf meinen Vorschlag einzugehen."

„Nicht auf die Hälfte, wohl aber auf ein Drittel. Nebenbei bemerke ich noch, daß ich eine genaue Kenntniß von den sämmtlichen Hypotheken, Grundstücken rc., überhaupt von dem ganzen Vermögen habe und daß

ich mich in keiner Weise über den Löffel barbiren lasse. Nun kennen Sie meine Ansicht von der Sache."

„Wir sind insoweit einig; ich frage nur noch, ob die Hälfte von dem Gewinne mir zufällt? Ja oder nein?"

„Ja."

„So wollen wir es der Sicherheit wegen beschreiben. Machen Sie sich an die Arbeit."

„Aber wie soll man so Etwas verclausuliren, daß Einem die Polizei nicht an den Hals kommen kann?"

„Thun Sie sich keinen Zwang an, Herr Goldmann. Schreiben Sie die Sache so auf, wie sie wirklich ist, das Papier bleibt ja in meinen Händen. Nachher will ich den Vertrag von einem Advocaten schon so aufsetzen lassen, daß mir und Ihnen das volle Recht wird."

Goldmann setzte sich an's Pult und begann zu schreiben; mehrmals hielt er inne, kaute an der Feder und besann sich, dann fuhr er wieder fort. Endlich war er fertig und legte dem Baron das Papier vor. Dieser überlas es, steckte es in die Tasche und erhob sich, um zu gehen. Goldmann öffnete ihm die Thüre und der Baron eilte zu seinem Freunde Franz.

Dieser saß in trüben Gedanken versunken und gedachte der trostlosen Zukunft, die ihm bevorstand.

„Was bringst Du Neues?" fragte er.

„Wenig Tröstliches, mein Freund; ich habe versucht, Geld flott zu machen, aber es hat nicht gelingen wollen. So lange Du der reiche Erbe warst, waren Sie bereit, Dir zu leihen, aber jetzt wehren sie mich mit beiden Händen von sich. Ich habe ihnen goldene Berge versprochen, aber sie lachen mich aus und es ist viel, daß sie mich nicht zur Thüre hinauswarfen. Laß darum aber den Muth nicht sinken, mein Junge. Ich bin noch da und werde Dich nicht verlassen. Hier kannst Du natürlich nicht bleiben, denn dieser Erbschleicher würde Dir alle Tage sein Mitleid vorwerfen. Nein, mein Junge, für die paar Brocken Brod, welche Du hier erhältst, sollst Du keine Demüthigungen erdulden."

„Und was für Vorschläge hast Du?“

„Verflucht, daß ich so leichtsinnig in den Tag gewirthschaftet habe. Mein schönes Schloß mit den Ländereien und Waldungen ist am Spieltische und an der Weinschenke verloren gegangen und es ist mir nur ein bäurischer Edelsitz in einem unwirthbaren sumpfigen Walde geblieben. An Freuden und Zerstreuungen ist da nicht zu denken; es ist vielmehr ein so langweiliges Leben dort, daß man aus der Noth eine Tugend macht und zur Arbeit greift. Ich habe dort Bäume gefällt, Holz gesägt, die Kühe und die Schweine gehütet und meine Speisen selbst bereitet. Es schmeckte freilich sehr schlecht, aber ich hätte die Mägde mit ihren unsaubern Fingern um keinen Preis daran lassen mögen. Wir wollen zusammen dorthin. Was brauchen wir Gesellschaft? Wir sind uns selbst genug, und wenn wir tüchtig arbeiten, dann schmeckt uns auch das schlechteste Essen. Am besten ist es noch, daß wir gar kein Geld ausgeben können. Wenn wir auch Berge davon besäßen, so wären wir doch nicht dazu im Stande, weil jede Gelegenheit fehlt, denn wir sind mindestens vierzehn Stunden von der nächsten menschlichen Wohnung. Schau, mein Freund, in dieser Verborgenheit wollen wir in steter Arbeit die Zeit zubringen, bis die abscheulichen Jahre Deiner Armuth vorüber sind.“

Franz hatte ihm mit Staunen zugehört; unwillig schüttelte er jetzt den Kopf und sprach: „Das heißt ja sterben! Ich sollte mich in jener Einsamkeit vergraben und Alles entbehren, nachdem ich bis jetzt alle Lüste des menschlichen Lebens genießen konnte? Nein, mein Freund, Dein gutes Herz läßt Dich übersehen, daß ich weder die Einsamkeit noch die Arbeit liebe. Arbeiten könnte ich auch hier, und Victor würde mit Freuden sehen, wenn ich's thäte.“

„Wenn Du hier arbeitest, so erniedrigst Du Dich,“ antwortete der Baron; „dort aber werden es meine Knechte natürlich finden. Doch halt, ich mache Dir noch einen andern Vorschlag. Ich will den Edelsitz verkaufen und den Erlös zu Deiner Verfügung stellen.“

„Einen Augenblick blitzte es in Franzens Auge und er schüttelte dem Freunde dankbar die Hand, aber gleich darauf ließ er den Kopf wieder sinken und sprach: „Es geht nicht, mein Freund; für Deinen einsamen Edelsitz würde sich kein Käufer finden, oder wenn dieses auch der Fall wäre, so würde die Summe so gering sein, daß sie für uns Beide keine Woche vorhielte."

„Nun, so will ich meine Kapitalien kündigen. Allerdings sind meine Schuldner erst drei Jahre nach der Kündigung zum Zahlen verpflichtet, aber die drei Jahre schleppen wir uns durch, so gut es eben geht."

„Allen Respect vor Deinem guten Herzen, mein Freund, aber das ist ja Nichts; ich muß gleich Geld haben."

Jetzt trat eine lange Pause ein, dann nahm Franz wieder das Wort: „Was nutzt mir nun mein Reichthum? Ein armer Taglöhner, welcher arbeiten und darben gelernt hat, ist wahrlich hundertmal besser daran, als ich. Strenge einmal Deinen Kopf an, ob es kein anderes Mittel giebt?"

Der Baron legte den Finger an die Stirne; nach einer Weile hub er an: „Es kommt eine Zeit, wo Du wieder Herr Deines Vermögens wirst und wo Du damit anfangen kannst, was Du willst. Wenn wir nun Jemanden fänden, dem Du gegen eine, dem Werthe entsprechende Baarsumme Alles übertragen könntest, dann wäre Dir geholfen; aber wer wird sich auf ein solches Geschäft einlassen? Die Leute würden ihr Geld festlegen und es erst nach langer Zeit wieder erlangen. Wenn Du aber willst, so mache ich den Versuch, und Niemand versteht sich besser darauf, die Leute zu behandeln, als ich."

„Versuchen müssen wir's auf alle Fälle," entgegnete Franz. „Ohne Geld zu leben, das halte ich nicht aus."

„Nun, ich will mein Bestes thun; aber wir müssen einen Ueberschlag über Dein Vermögen machen, und das kann uns nicht schwer werden, denn Du bist ja im Besitz der Bücher Deines Vaters. Hol' sie einmal herbei."

Franz holte die Bücher, und nun begannen sie zu rechnen. Der Baron machte ihm klar, daß er bei Weitem nicht den ganzen Werth fordern könne und daß sich überhaupt kein Mensch darauf einlasse, wenn er nicht etwas Ordentliches dabei verdienen könne. „Außerdem," sagte er, „liegt ja auch Nichts daran, denn jedenfalls mußt Du Dir vorbehalten, die Güter wieder einzulösen. Wenn die Zeit gekommen ist, wo Du ausgetobt hast, dann sehnst Du Dich nach einer geregelten Beschäftigung, und die Verwaltung Deines Vermögens ist die beste, welche Du finden kannst."

„Glaubst Du, daß am Ende noch Etwas übrig bleibt?" fragte Franz mit einem ungläubigen Lächeln.

„Ei, warum nicht? Dein Vermögen ist zu groß, um so schnell durchgebracht zu werden. Freilich, hier sitzest Du mitten innen zwischen Denen, welche Dich rupfen und plündern; aber wir werden auf Reisen gehen und die Taschen zuhalten. Wo uns Niemand kennt, da können wir ganz nach Gefallen leben und viel Vergnügen für wenig Geld haben."

Der letztere Vorschlag gefiel dem Franz außerordentlich. In seiner Vaterstadt hatte kein Mensch rechten Respect vor ihm und er wurde daselbst alle Tage an seinen Vater erinnert. Fort wollte er. Reisen, das war das richtige Wort. „Baron," sagte er; „ich lege das Geschäft in Deine Hand. Mache nur, daß es zu Stande kommt. Wir müssen Geld haben, denn wir wollen lustig sein und fröhlich leben."

„Morgen," gab der Baron zur Antwort; „heute wollen wir schlafen."

Am folgenden Tage begab sich der Baron schon zeitig zu dem Wucherer und theilte ihm mit vor Freude strahlendem Antlitze mit, daß er den Franz auf dem Rollwagen habe und ermächtigt sei, mit ihm abzuschließen.

„Herr Baron," sprach Goldmann, „die Leute nennen mich einen Wucherer und einen Spitzbuben, aber es ist noch sehr die Frage, wer von uns der größere Spitzbube ist, denn wie ich aus dem Verzeich-

nisse und der Abschätzung sehe, haben Sie Etwas fertig gebracht, was keinem Andern gelungen wäre."

Der Baron fühlte sich bei diesem Complimente nicht wenig geschmeichelt. „Die Freundschaft thut es," sagte er lächelnd. „Nun aber wollen wir die Hauptpunkte feststellen, welche in den Act kommen sollen."

„Das Alles liegt hier schon skizzirt von mir," gab Goldmann zur Antwort; „aber ich habe mir erlaubt, den Passus wegen des Rückkaufes daraus zu lassen."

„Sie können es kühn wieder hineinsetzen," entgegnete der Baron; „denn ich werde schon sorgen, daß er nicht in die Lage kommt. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie behalten, was Sie haben."

„Sicher ist sicher," sprach der Wucherer; „ich lasse es daraus, und wenn er es beim Vorlesen vermißt, so kann es immer noch zugesetzt werden."

Die beiden Spitzbuben setzten den Termin beim Notar auf den folgenden Tag fest. Es widert uns an, den ganzen Hergang zu schildern; es ist genug zu sagen, daß Franz sein ganzes Vermögen für ein Drittel des Werthes cedirte. Eine erhebliche Summe sollte gleich, das Andere in Raten gezahlt werden. In einem besondern Vertrage, von welchem Franz keine Kenntniß hatte, verpflichtete sich Goldmann noch, dem Baron eine große Summe baar und kleinere ebenfalls in Raten zu zahlen.

So war denn das Spitzbubenwerk fertig und die beiden Freunde flogen mit vollen Beuteln in die Welt hinaus. In dem Bewußtsein, daß wir an ihren Erlebnissen, Abenteuern und Schwindeleien doch keine Freude haben würden, lassen wir sie ziehen, ohne uns weiter um sie zu bekümmern. Wir werden sie zur rechten Zeit schon wieder zu Gesichte bekommen."

So gern wir von Franz das Gesicht abwenden, so angenehm ist es uns, von Victor reden zu können. Er hatte sich der Cession, sobald er Wind davon bekam mit allen Kräften wiedersetzt und dem Franz vorgestellt, daß er seinem Ruine entgegengehe. „Dein

Vater hat eben das verhüten wollen," sagte er, „und deßhalb mir das Geschäft übertragen. Wenn Du mit diesem windigen Baron, den Niemand kennt, in die Welt gehst, dann kommst Du als ein armer, beklagenswerther Mensch wieder. Bleibe hier und halte Dich gut. Ich bin weit entfernt, von Dir profitiren zu wollen. Wenn Du bleibst und gut thust, magst Du meinetwegen das Geschäft übernehmen, sobald Du dazu im Stande bist. Ich selbst werde schon fertig werden. Wenn die Absichten Deines Vaters in Erfüllung gehen, dann bin ich glücklich und zufrieden."

Als die Cession wirklich stattgefunden hatte, ging ihm ein Stich durch's Herz, aber er meinte, auch jetzt lasse sich noch viel wieder gut machen, wenn er sich nur entschlösse, das Geld sogleich wieder anzulegen und ein sparsames Leben zu führen. Es war gerade ein Complex von Bauplätzen zu kaufen, welche in einigen Jahren sehr in die Höhe gehen mußten. Was er an dem Wucherer verlor, konnte hier wieder gewonnen werden; aber Franz wollte nicht. „Ich will mein eigener Herr sein und nach meinem Belieben thun," sagte er.

„In Gottes Namen denn," antwortete Victor. „Das Unglück muß Dir die Augen öffnen, sonst besserst Du Dich niemals."

Die Reitbahnen und das Fuhrwerk hatten niemals eine solche Blüthezeit erlebt. Die ganze Noblesse der Stadt kam zu ihm, und weil seine Geradheit und Ehrlichkeit bald bekannt wurde, so erhielt er beim Militär, bei der Gemeinde, bei den Eisenbahnen und der Regierung große Transporte. Eine bedeutende Einnahme machte er noch durch seinen Pferdehandel. Wer ein schönes Thier brauchte, der wandte sich an ihn, denn er hatte stets Vorrath von fein zugerittenen Pferden und ließ sich niemals zu einem Betruge oder einer Täuschung herbei. War Herr Kemper schon ein gern gesehener und hochverehrter Mann gewesen, so war dieses bei Victor in einem noch weit höhern Grade der Fall. Selbst bei den Offizieren stand er in großem

Ansehen, und sie zogen ihn stets zu Rathe. Bei einer Mobilmachung fehlte es so sehr an Pferden, daß man gezwungen war, große Lieferungen an Civilpersonen zu vergeben. Victor hatte nicht die Absicht, sich zu betheiligen, weil er mit seinen Geschäften alle Hände voll zu thun hatte. Da kam der Divisionsgeneral zu ihm und sprach: „Herr Zwiefel, wir hatten eigentlich darauf gerechnet, daß Sie unsern ganzen Bedarf decken würden und nun melden Sie sich gar nicht. Warum? Verdienen Sie nicht gerne Geld?"

„Sehr gern," gab er zur Antwort, „aber ich bin schon mit Geschäften überhäuft, und dann meine ich, man müsse auch den Andern etwas zukommen lassen."

„Ein ganz hübscher und christlicher Grundsatz," sprach der General, „aber die Andern haben unser Vertrauen nicht. Die Sache ist so eilig, daß wir nicht lange prüfen und wählen können, sondern nehmen müssen, was uns geboten wird. Nehmen Sie die Sache noch jetzt in die Hand; auf meine Hülfe und Unterstützung können Sie fest rechnen."

„Ich könnte wohl Etwas thun, aber das Ganze kann ich nicht übernehmen," sprach Victor, „denn es fehlt mir an den Geldsummen, welche dazu nothwendig sind."

„Ich habe mir gedacht, daß Dieses der Grund sei, aber glücklicher Weise bin ich beauftragt, ehrlichen Leuten Vorschuß zu geben. Gehen Sie gleich mit nach Hause, und wir machen die Sache sofort in Ordnung."

Victor war natürlich nicht wenig über diesen Antrag erfreut, denn bei den Preisen, welche von der Militärverwaltung gezahlt wurden, konnte er im Handumdrehen eine große Summe Geldes verdienen. Sofort übergab er dem Beinhauser, der seit Kempers Tode zum Stallmeister avancirt war, die Aufsicht und Verwaltung und machte Reisen in verschiedenen Ländern, um seine Ankäufe zu machen. Mit jedem Eisenbahnzug kamen eine Anzahl Pferde, die von Beinhauser in Empfang genommen und der Pferdeankaufcommission zugeführt wurden. Am Ende der dritten Woche war

die Lieferung complet und Victor konnte die Heimreise antreten.

Der General empfing ihn mit den Worten: „Sie haben mein Vertrauen vollkommen gerechtfertigt. Ich bin mehr, als zufrieden, und werde veranlassen, daß Sie bei künftigen Lieferungen in erster Linie berücksichtigt werden."

Victor war ebenfalls sehr zufrieden, denn er hatte einen unerwartet guten Handel gemacht. Das verdiente Geld kam ihm doppelt gut für seinen kleinen Pferdehandel. Weil das Militär so viele Gäule in Anspruch genommen hatte, so waren die meisten Ställe leer und er bekam eine solche Menge von Aufträgen, daß er genöthigt war, abermals eine Einkaufsreise zu machen.

Sanna, die den größten Theil ihres Lebens unter harter Arbeit und vielfacher Entbehrung in Spitzkirchen zugebracht hatte, lebte nun in einem nie gekannten Ueberflusse und war so glücklich, daß sie keine Worte dafür finden konnte. Gretchen fand sich ebenfalls außerordentlich heimisch und war mit ihrer Schwiegermutter ein Herz und eine Seele. Man hatte ihr früher gesagt: „Nimm Dich vor der Schwiegermutter in Acht, denn die Besten taugen Nichts. Wenn sie mit der Schnur unter einem Dache wohnen, dann giebt es immer Zank und Streit. Sie wollen Alles dirigiren und stets das letzte Wort zu sprechen haben."

Gretchen fand das gerade Gegentheil; die Schwiegermutter war ihr fast zu bescheiden und demüthig und sie hätte oft gern gesehen, daß sie den Befehl in die Hand genommen. Der Peter Sauermilch hatte alle Hände voll zu thun, um seine Häuser und Grundstücke rentabel zu machen, denn er hatte die feste Absicht, bis zur Rückgabe einen tüchtigen Gewinn damit zu machen. Und er brachte es auch fertig.

In dieser Weise ging ein Jahr nach dem andern dahin und das Vermögen mehrte sich mehr und mehr. Von Zeit zu Zeit kam Goldmann in die Ställe, um sich zu überzeugen, ob sich das Inventar nicht ent-

werthe; auch bei den Häusern und Grundstücken erschien er und rieb sich vergnügt die Hände, wenn er hörte, wie die Preise allmälig in die Höhe gingen.

„Ich werde noch einmal der reichste Mann in der Stadt," murmelte er, „und der dumme Franz hat den Grund dazu gelegt. Er ist jetzt von Rom nach Paris gegangen und lebt dort herrlich und in Freuden. In voriger Woche schickte ich ihm einen Sack voll beschnittener Louisd'or uud heute hat er schon nichts mehr. Es macht mir manchmal Spaß, ihn ein paar Wochen darben zu lassen. Er wird dann immer um so hungriger und verschlingt die schlechteste Münze. Noch ein paar Jährchen in Dulce jubilo, dann ist der letzte Franken verjubelt; der Franz Kemper isl dann ein elender Bettler, und der Herr Hans Goldmann ein Millionär, vor dem die reichsten Bankiers den Hut abnehmen und einen Kratzfuß machen. Wer soll's? Das Geld ist rund und muß rollen, und hat's Der nicht, so hat's Jener, ich aber schneide ihm die Ränder ab, dann rollt es wenigstens nicht so weit fort. Juchhu, was wird das für eine Freude sein, wenn der Franz zitternd umherschleicht und die Hände in die Hosen steckt, während ich zweispännig fahre und mit vornehmer Miene auf ihn herabsehe. Juchhu, welche Freude, welch' Plaisir!"

Victor hatte sich Mühe gegeben, den Aufenthalt Franzens zu erfahren, aber der Baron sorgte dafür, daß er im Dunkeln blieb. „Gieb dem nur keine Nachricht," sagte er, „denn dieser Mensch will Dich nur im Auge behalten, um seine Schritte darnach einzurichten. Nichts da; er sieht uns noch immer früh genug, wenn wir heimkehren, ihm ihn die Reitbahn steigen und ausrufen: „Heraus mit den gestohlenen Pferden! Heraus damit!"

X.

Die zehn Jahre, welche Victor das Geschäft in Pacht hatte, neigten sich ihrem Ende zu. Er hatte in dieser Zeit eine bedeutende Summe Geldes verdient und er hätte sich zurückziehen, und ein müssiiges Leben führen können; aber das wollte er nicht; es widerstrebte ihm ganz und gar. „Wenn der Mensch nicht mehr arbeitet", sagte er, „dann geräth er auf schlechte Wege, denn Müssiggang ist aller Laster Anfang."

Sein Schwiegervater stimmte ihm vollkommen bei, und Gretchen war derselben Meinung, aber sie war auch der Ansicht, er solle das Fuhrwerk und die Reitbahnen daran geben und lieber den Pferdehandel weiter ausdehnen. Er war damit einverstanden, wollte aber bis zum letzten Tage seines Contractes Alles im Gange erhalten. „Ich habe dabei meine besondern Absichten", sagte er.

Um diese Zeit saßen in Wien zwei Männer im Salon eines prächtig möblirten Hauses. Vor ihnen auf dem Tische standen die Reste eines üppigen Mahles und die strahlenden Kronleuchter beschienen halb- oder ganz geleerte Champagnerflaschen, Kuchen und Torten.

Diese beiden Männer hatten soeben eine Gesellschaft von Herren und Damen entlassen, welche bei ihnen zu Gaste gewesen waren. Der Eine hatte sich den Namen eines Prinzen von Oranien beigelegt, während der Andere unter dem Namen Graf von Bardelberg bekannt war.

Der Prinz zündete eine Cigarre an, warf sich in ein Ende des Sophas, blies die Tabakwolken von sich und machte ein sehr mißmuthiges Gesicht. Der Herr Graf schaute ihn von der Seite an und schien den Ausbruch eines Sturmes zu erwarten. Sichtlich bereitete er sich vor, demselben zu begegnen; aber der Prinz schwieg noch immer. Da hielt es der Graf für gerathen, selbst das Gespräch einzuleiten.

„Hoheit", sagte er, „ich glaube, wir müssen daran denken, unserer Gastfreundschaft einen Riegel vorzuschieben, denn die goldene Jugend dieser Stadt macht ganz entsetzliche Ansprüche."

Der Prinz schwieg auch diesesmal; er zog nur stärker an der Cigarre.

„Hoheit", fuhr der Graf nach einer Weile fort, „die ganze Stadt spricht von Ihrer Liebenswürdigkeit, Ihrem Geschmacke und Ihrer Gastfreundschaft; man bereitet eine ganze Reihe von Festen für Sie vor, aber ich glaube, unsere Hülfsquellen sind so erschöpft, daß wir die uns zugedachten Ehrenbezeigungen nicht annehmen können."

„Abscheulicher Kerl", nahm jetzt der Prinz das Wort; „mußt Du mich noch aufmerksam darauf machen, daß mein ganzes Hab und Gut dahin ist? Es scheint, daß Dir meine Armuth ein besonderes Gaudium bereitet, und doch hast Du selbst mich in immer größere Verschwendung hineingestürzt. Wenn ich meine Taschen umkehre, finde ich kaum noch tausend Gulden und bin das Zehnfache schuldig. Für dieses kostspielige Haus sind noch die letzten beiden Monate an Miethe zu bezahlen. Die Rechnung des Weinlieferanten beläuft sich in die Hunderte, und — noch, der Kopf schwindelt mir, wenn ich daran denke, wie viele Gläubiger, und wie wenig Geld ich habe. Aber, wie gesagt, ich gebe Dir die Schuld, und ich bereue es wie meine Sünden, daß ich Dich jemals kennen lernte. Ich werde in's Schuldgefängniß wandern müssen, als ein Betrüger entlarvt werden, und nicht so viel behalten, um mir einen Bettelsack kaufen zu können. Hätte ich Dich niemals kennen gelernt, so besäße ich noch mein großes Vermögen und könnte herrlich und in Freuden leben."

„Wahr", antwortete Graf von Bardelberg mit einem höhnischen Lächeln, „aber Hoheit dürfen nicht vergessen, daß Sie die Welt gesehen, und Alles genossen haben, was ein Mensch genießen kann."

Vergiß nicht dazu zu setzen, daß ich für diese Ge-

nüsse entsetzlich hart bestraft bin, denn wenn ich nicht vor Hunger sterben will, so muß ich an der Landstraße Steine klopfen."

Der Graf wollte antworten, aber die Bedienten traten ein, um den Tisch abzunehmen. Die beiden Herren erhoben sich und gingen in das Nebenzimmer, wo sie auf- und abpromenirten. Während die Bedienten die Schüsseln und Flaschen wegnahmen und sich zu gleicher Zeit gütlich thaten, flüsterten sie leise miteinander: „Ich habe heute vier Ducaten Taschengeld gemacht", sagte der Eine. „Ich nur drei", gab der Andere zur Antwort; „aber ich bin dennoch zufrieden. So einen Dienst bekomme ich in meinem Leben nicht wieder. Das Geld scheint bei diesen Herren gar keinen Werth zu haben."

„Wenn's nur nicht zu frühe aufgeht", flüsterte der Andere. „Schon einmal hatte ich einen Dienst, wo es Goldstücke regnete, aber die Herrlichkeit nahm ein Ende, ehe man daran dachte."

„Unsertwegen wünschte ich, daß es recht lange dauerte", nahm der Andere wieder das Wort. „Dieser Champagner ist excellent. Versuche einmal dieses Eis." „Bst! leiser!" sprach der Andere. „Wenn wir einmal im Verdachte der Näscherei stehen, dann traut man uns in keinem Theile mehr."

„Ah bah! die Reste werden ja doch nicht geachtet. Wenn sie in die Küche kommen, dann laben sich die Andern daran. Wer's Kreuz in der Hand hat, der segnet sich damit."

Die Bedienten waren bald fertig und verließen das Zimmer wieder. Die beiden Herren hatten sich indessen im Nebengemache einander gegenüber auf Schaukelstühlen niedergelassen. Ihr Gespräch hatte nach und nach einen heftigen Character angenommen, und der Graf rief: „Hoheit gehen zu weit!"

„Zum Teufel mit deiner Hoheit", schrie der also Angeredete, „die Comödie wird doch bald ein Ende nehmen und die Leute werden früh genug erfahren,

daß du der Lumpenbaron von Lamm bist und ich der betrogene und bestohlene Franz Kemper."

Der Baron hielt erschrocken mit Schaukeln inne und flüsterte: „Um Gotteswillen, Franz, sei kein Esel und verrathe unsern wahren Charakter nicht. Wenn es aus kommt, daß wir uns hier unter falschem Namen aufgespielt haben, dann geht es uns an den Kragen."

„Es soll mir am Ende gleich sein! Wenn ich in's Arbeitshaus komme, dann habe ich freie Kost und Wohnung."

„Aber es ist dort nicht halb so angenehm."

„Nein, aber es wird früher oder später doch kommen."

„Nothwendig ist das nicht, Franz. Wenn wir uns klug anstellen, dann können wir die Summen, welche durch die Gurgel gegangen sind, wieder ersetzen."

„Da wäre ich doch begierig, wie Du das anfangen wolltest." Der Baron rückte seinen Stuhl näher und flüsterte: „Wir haben durch unser Auftreten hier ein großes Ansehen gewonnen und es kann uns nicht schwer fallen, auf Wechsel Geld zu erhalten."

„Das ist Nichts, Baron; wenn die Verfallzeit kommt, dann müssen die Wechsel gedeckt werden."

„Dann wäre freilich Nichts damit verdient, aber ich habe es anders vor."

„Wie denn?"

Der Baron äußerte sich und fuhr dann fort: „Ich habe hier einen Menschen kennen gelernt, der alle Handschriften, die man ihm vorlegt, so täuschend nachahmen kann, daß sie der geübteste Sachverständige für echt ansieht. Er ist mit einer Kleinigkeit zu gewinnen und wird uns auf mein Wort zu Diensten sein. Durch einen Freund bin ich in den Besitz von einer Menge englischer und französischer Handelsfirmen gelangt, die wir zu diesem Zwecke brauchen können. Diese Häuser stellen ihre Wechsel stets auf sehr hohe Beträge, so daß wir in wenigen Wochen ein großes Vermögen zusammen haben."

„Und gefaßt werden, wenn es auskommt."

„Nun es kommt allerdings aus, aber wir gehen

der Verfolgung aus dem Wege, sobald wir das Geld haben. Mit Schiffen und Eisenbahnen steht uns die ganze Welt offen und wir können uns nach Amerika, Asien oder Australien wenden."

„Das ist Nichts, Baron; sobald ein Dritter im Spiele ist, dann kann man nicht auf Verschwiegenheit rechnen. Wer bürgt uns dafür, daß der Kerl nicht hingeht und uns anzeigt, sobald er das Geld im Sacke hat? Ich betheilige mich nicht daran. Willst Du es für Dich thun, gut, so magst Du hier bleiben. Ich aber setze meinen Wanderstab weiter."

„Wenn Du so heikel bist", antwortete der Baron, „so werden wir allerdings nicht zu Gelde kommen und wir müssen uns den Hunger und das Elend gefallen lassen."

„Leider!"

„Mein Freund", fuhr der Baron fort, „ich kenne noch einen andern Weg und zwar einen ehrlichen. Herr Goldmann hat Dich mit seinen Wechseln so übervortheilt, daß Du kaum den vierten Theil des Werthes für Dein Vermögen erhalten hast. Es ist kein Verbrechen, wenn Du ihm die drei Viertheile wieder abpressest."

„Daraus würde ich mir allerdings kein Gewissen machen, aber ich möchte doch hören, wie das einzurichten sei. Der Goldmann ist ein Fuchs, der jede Falle vermeidet."

„Der Füchse sind noch mehr, mein Freund. Wenn Du mir freie Hand lässest, so soll er hier im Hause erscheinen und es Dir schriftlich geben, daß Du ihm seine Cession wieder abgekauft und ihm den Betrag nebst Zinsen baar bezahlt hast."

„Dummheit", antwortete Franz verächtlich. „Er bisse sich eher einen Finger ab."

„Und was erhalte ich, wenn es so zu Stande kommt, wie ich gesagt habe?"

„Die Hälfte von meinem Profite."

„Abgemacht! Heute in vier Tagen soll er in die-

sem Zimmer erscheinen; aber Du darfst selbst keine Hand an die Sache thun, bis sie fertig ist."

Wir verlassen jetzt die beiden Gauner, um uns nach dem Wucherer umzusehen. In der Dämmerung saß er in dem uns bekannten Stübchen und gab seinen Gedanken Audienz. Mit einem Wohlbehagen ohne Gleichen dachte er darüber nach, daß er nun bald in den Besitz der Kemper'schen Güter gelangen werde und strich sich vor Freude den Bart. So ein knöchernes Gemüth wie das seinige kennt nur eine einzige Freude, nämlich die des Besitzes, des kalten, todten Geldes. Die lebendige Natur, das Menschen- und Thierleben, Nichts hat Reiz für solche Menschen, aber das Geld bringt sie sofort in Ekstase.

Während er sich die Hände rieb und fröhlich vor sich hingrinste, wurde draußen geklopft. Die Magd, ein fast ebenso knöchernes und seelenloses Wesen wie er selbst, aber doch ein fühlendes Gemüth, öffnete und nahm einen Brief aus der Hand des Briefträgers entgegen, den sie in das Zimmer ihres Herrn trug.

Hans Goldmann stand nur mit denjenigen Leuten in Correspondenz, die von ihm abhingen, die ihm schuldig waren; er erkannte deßhalb auch sofort die Handschriften und wußte im Voraus, daß sie Bitten um Ausstand ꝛc. enthielten. Seiner Gewohnheit gemäß wollte er den Brief bei Seite werfen, weil das Lesen noch Zeit hatte; aber ein flüchtiger Blick auf die Adresse, belehrte ihn, daß dieser Brief nicht von einem seiner Schuldner herrühre. Die Hand war ihm gänzlich unbekannt. Ueberrascht schaute er nach dem Poststempel, auf welchem mit deutlichen Buchstaben „Wien" stand. In Wien hatte er doch ganz und gar keinen Bekannten; er begriff also nicht, daß der Brief wirklich an ihn gerichtet sein sollte. — Auf dem Siegel war ein großes Wappen mit allerlei Figuren sichtbar, über denen eine Krone prangte. „Also von einer hohen Person", murmelte er, „und der Brief ist wirklich an mich; denn da steht mein Name deutlich und klar und voll ausgeschrieben."

Mit zitternder Hand öffnete er den Brief und schaute zuerst nach der Unterschrift. „Alex, Prinz von Oranien!“ las er. Hastig schaute er nun nach dem Inhalte, welcher also lautete:

Werther Herr!

Seit Monaten fuhr ich bei den Juwelieren der Hauptstadt nach einem würdigen Geschenke für meine Braut umher, habe aber bisher Nichts gefunden, was meinem Geschmacke zusagt. Zufällig höre ich nun von einem Bekannten, daß Sie im Besitze von sehr kostbaren und geschmackvoll gefaßten Diamanten sind. Ich würde sofort zu Ihnen kommen und die Diamanten in Augenschein nehmen, aber da ich eben mit den Vorbereitungen zu meiner Abreise von hier beschäftigt bin, so geht das nicht. Ich ersuche Sie deßhalb, mit ihren sämmtlichen Diamanten hieher zu kommen. Am Mittwoch Abend um 9 Uhr werden Sie mich ganz sicher in meinem Hause treffen und da dann gerade der Zug hier ankommt, so würden Sie nicht viel Zeit verlieren; übrigens ist es auch an jedem anderen Tage und zn jeder anderen Stunde unsicher, ob Sie mich treffen. Kommen Sie zu der bezeichneten Stunde nicht, so nehme ich an, daß Sie nicht mehr im Besitze der Diamanten sind, die ich gerne zu den höchsten Preisen gegen baar erwerben würde.

Alex, Prinz von Oranien.

Hans Goldmann wußte sich vor Freuden nicht zu fassen. Er, der verachtete, angespieene und mit Füßen getretene Wucherer sollte mit einem Prinzen handeln. Das war eine Ehre, die seinem Nachbarn Moses Baruch noch niemals zu Theil geworden war. Die Ehre war es aber noch weniger, als der Profit. Plötzlich aber wurde er andern Sinnes. „Es könnte am Ende eine Falle sein“, flüsterte er. — Unschlüssig rutschte er auf seinem Stuhle hin und her; bald aber beruhigte er sich wieder und sprach: „Wie sollte es eine Falle sein? Wenn es auskommen könnte, so wäre es längst geschehen. Kein Mensch denkt mehr

daran." Mit vor Aufregung zitternder Hand nahm er ein schmutziges Ledertäschchen von der Brust, öffnete es und holte ein Schlüsselchen aus demselben hervor. Mit diesem öffnete er eine Schieblade seines Schreibpultes, langte mit der Hand hinein und zog einen blechernen Cylinder heraus, dessen Inhalt er vor sich auf die Tischplatte schüttete. Er bestand aus einem Kopf und Halsschmucke, Brosche, Ohrgehängen und Armbändern. Alles glitzerte und leuchtete von Diamanten. Wohlgefällig ließ er die Steine im Lichte blitzen, und murmelte: „Sie sind wahrhaftig werth, von der Braut eines Prinzen getragen zu werden, und ein Prinz kann auch den vollen Preis zahlen." Lachend rieb er sich abermals die Hände und sprach lauter, als es sonst seine Gewohnheit war: „Nimm Dich in Acht, Moses Baruch; noch ein paar solcher Geschäftchen, dann kann ich mich mit Dir messen und mit goldenen Buchstaben über meine Thüre schreiben: Hans Goldmann, Bankier.

Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, ob er nicht das Opfer eines Schwindels werden könne. Er hatte ja eine Menge von Schaudergeschichten in dieser Beziehung gehört und gelesen. Aber nein, der Name Prinz von Oranien war zu bekannt in der Welt und ein Mann von solcher Stellung verdiente unbedingten Glauben. Fest entschlossen, sich das gute Geschäft nicht entgehen zu lassen, nahm er einen Eisenbahnfahrplan und schaute in demselben nach, wie er sich einrichten mußte, um zu der bestimmten Zeit bei dem Prinzen anzukommen. Als das in Ordnung war, kam ihm der Gedanke, wenn er seine Magd allein im Hause lasse, so bringe er sie in die Gelegenheit, Unredlichkeiten zu begehen. „Gelegenheit macht Diebe, man kann sich heutzutage nicht genug in Acht nehmen. Sie würde während meiner Abwesenheit Zeit genug haben, Alles zu durchstöbern und sich anzueignen, was ihr beliebte. Sie muß für die Dauer meiner Abwesenheit aus dem Hause."

Er zog die Klingel und rief die Magd. Sie

trat höchst verwundert ein, denn ihr Herr berief sie sonst niemals zu einer solchen Stunde.

„Käthe“, sagte Goldmann, „Du hast mir neulich den Wunsch geäußert, auf einige Zeit nach Hause gehen zu dürfen.“

„Ja, und ich habe denselben Wunsch noch jetzt, denn meine Schwester liegt schwer krank darnieder und hat Niemanden, der sie pflegt. Ueberhaupt möchte ich den Dienst gern quittiren, wenn mich der Herr wollte gehen lassen.“

„Goldmann schaute eine Weile vor sich hin, er bedachte, daß Käthe schon Mancherlei gesehen, was sie eigentlich nicht zu sehen brauchte, und daß es viel angenehmer für ihn sei, wenn er sich einen alten von der Welt losgeschälten Drachen nehme, der seine Angelegenheiten nicht unter die Leute bringe.

„Käthe,“ gab er zur Antwort, „hättest Du mir das eher gesagt, so könntest Du schon längst zu Hause sein. Hier ist Dein Lohn, morgen früh kannst Du gehen. Ich bin ohnehin im Begriffe, eine Reise zu machen. Während meiner Abwesenheit lege ich einen Polizeidiener hier herein, damit Alles gut verwahrt ist.“

In Wirklichkeit hatte er gar nicht die Absicht, dieses zu thun, denn das Geld, welches er dafür ausgeben mußte, war ihm zu schade. Der Käthe war es gleich, ob er einen Polizeidiener hineinlegte oder nicht; sie war nur froh, daß sie aus dem traurigen Hause herauskam und wieder einmal ordentliche Menschen sah.

Als Käthe sich entfernt hatte, schloß er die Thüre zu, verhing die Fenster mit einem dicken undurchsichtigen Tuche und leuchtete mit der Lampe auf den Fußboden, wobei er murmelte: „Ich werde mich hüten, einen Wächter zu nehmen, denn der ehrlichste wäre spitzbübisch genug, mich zu bestehlen. Man muß sich nur auf sich selbst verlassen.“

Eine lange Bank, die er seinen Besuchern zum

Sitzen anzubieten pflegte, war mit den Füßen auf den Fußboden festgeschraubt und bot durchaus nichts Auffälliges dar; dennoch deckte sie ein Versteck, an welches schwerlich Jemand gedacht hätte. Er nahm ein Eisen aus dem Pulte, schraubte mit demselben die Füße los und nahm die Bank von der Stelle. Die Schrauben, welche sie festgehalten hatten, befestigten auch ein Brett an den Balken des Fußbodens. Als er auch dieses gelöst hatte, öffnete sich vor seinen Augen ein Behälter von ziemlicher Größe. Lächelnd schaute er in denselben hinein und lispelte: „Da sucht Niemand Schätze! Wenn ich ein ganzes Jahr aus meinem Hause blieb, würde man doch nicht auf den Gedanken kommen die Bank abzubrechen. Ein solches Versteck ist besser als ein Gensd'arm."

An das Pult zurückgehend, nahm er alles Werthvolle aus demselben und legte es in dieses Verbergniß. Auch die Acten, welche die Cession über die Kemperschen Güter enthielten, sowie einige andere wichtige Papiere brachte er hier unter; dann that er das Brett zurück an seine Stelle, schraubte die Bank wieder fest und steckte den Schraubschlüssel in seine Tasche.

Mit den seligsten Gefühlen wollte er eben sein Lämpchen löschen und sich zu Bette begeben, als noch spät an seine Thür geklopft wurde. Es war einer von den jungen Wüstlingen, welche immer Geld brauchen.

„Ich muß einige hundert Thaler haben," sagte er beim Eintreten; „lassen Sie mich nicht warten."

„Bedauere sehr," gab Goldmann zur Antwort; „ich kann Ihnen nicht dienen, denn ich bin vollkommen abgebrannt."

„Aber Morgen?" fragte der junge Mensch.

„Morgen auch nicht. Ich gehe auf Reisen."

Sichtlich verlegen, fragte der junge Mann, ob er bald wieder zurückkommen werde. Um sich den ungestümen Geldforderer auf längere Zeit vom Halse zu halten, gab er zur Antwort: „Wenn ich zurückkomme, kann ich nicht bestimmen, jedenfalls aber komme ich

nicht bald zurück. Wenn ich noch länger hier bleibe, dann werde ich so vollständig ausgesogen, daß ich zuletzt den Bettelstab nehmen kann. Gehen Sie also und behelligen Sie mich nicht länger. Nebenan wohnt Moses Baruch; er hat mehr Geld, als ich und kann Ihnen sicher helfen."

Als der Hülfesuchende sich entfernt hatte, schloß Goldmann die Thüre zu und begab sich rasch in sein Schlafkämmerlein, um nicht noch einmal attackirt zu werden. Heute schlief er, weil ihm ein großer Gewinnst in Aussicht stand, viel süßer und ruhiger, als sonst.

Am folgenden Morgen nahm Käthi Abschied. Das Herz ging ihr auf, als sie ihren Herrn und die Stadt im Rücken hatte. Jetzt sah sie doch wieder einmal Bäume, Gras, Blumen und Thiere. Sie konnte sich an den Wolken und den Sonnenstrahlen freuen und wurde das Gefühl los, als wenn immer einer hinter ihr stünde, der sie rückwärts ziehen wolle.

Hans Goldmann machte sich indessen ebenfalls reisefertig. Nachdem er den Cylinder mit den Edelsteinen in seiner Manteltasche verborgen hatte, steckte er jenen Schraubenschlüssel zu sich und ging hinaus. Draußen wurde er zweifelhaft, ob auch alle Thüren und Fenster fest verschlossen seien. Um sich zu vergewissern und mit Ruhe abreisen zu können, ging er noch einmal zurück, fand aber Alles wohl verwahrt. Als er den Schlüssel der Hausthüre abzog und in die Tasche steckte, öffnete Nachbar Moses Baruch gerade das Fenster. Es fiel ihm auf, daß Goldmann so frühe sein Haus verließ. Er fragte deßhalb etwas verwundert: „Sie wollen doch nicht verreisen, Herr Nachbar?"

„Doch, ich habe diese Absicht," gab er etwas boshaft zur Antwort, „es ist mir ein ganz bedeutendes Geschäft in Aussicht gestellt, welches ich nicht in meinen vier Pfählen machen kann. Ich muß hinaus an Ort und Stelle, wo der Fürst wohnt, welcher

Handelsverbindungen mit mir anknüpfen will. Es wundert mich übrigens, daß Seine Königliche Hoheit bei dem kleinen Goldmann und nicht bei dem großen Baruch angefragt haben."

Moses lauschte mit vorgehaltenem Ohr, denn es war ihm sehr unangenehm, daß der Nachbar nun auch in das große Geschäft hineinkam."

„Nun," sagte er mit ersticktem Aerger; „Sie haben in der letzten Zeit ganz vortrefflich operirt, und wenn Sie so fortfahren, dann werden Sie mich bald überflügelt haben. Nun, leben und leben lassen. Einer kann und soll nicht Alles allein haben. Wo soll's denn dran, Herr Nachbar?"

„Das ist mein Geheimniß," antwortete der Wucherer. „Niemand soll es gewahr werden, bis das Geschäft abgemacht ist. Nach acht bis vierzehn Tagen, vielleicht auch nach zwei bis drei Jahren komme ich zurück. So lange sind Sie vor jeder Concurrenz gesichert, Herr Nachbar. Nun aber kann ich nicht länger verweilen, denn die Eisenbahn wartet nicht!"

Fort war Goldmann, und Moses Baruch schaute ihm mit geöffnetem Munde nach. „Was kann das für ein Fürst, was für ein Geschäft sein?" fragte er sich selbst; aber er konnte auf die Frage keine Antwort finden, sondern mußte sich mit allerlei grundlosen Vermuthungen helfen.

Goldmann steuerte indessen der Eisenbahn zu und befand sich bald im Vorhause, wo sich die Schalter für die verschiedenen Routen und Klassen öffneten. Nachdenklich blieb er stehen und schaute in das Gewühl hinein, denn er konnte sich noch nicht entschließen, welche Klasse er nehmen solle. Da er mit einem Prinzen handeln wollte, so wäre die erste wohl angemessen gewesen, aber sie kostete erschrecklich viel Geld, und was er auf der Eisenbahn verfuhr, das war fort. Was die zweite Klasse anging, so schien ihm der Preis, den er zahlen sollte, noch immer ein himmelschreiende Sünde, und er wollte sich von der Eisenbahnverwaltung nicht prellen lassen. In der dritten

Klasse waren ihm die Edelsteine nicht sicher genug; „aber in der vierten,“ sagte er zu sich selber, „denkt Niemand an einen so großen Reichthum; gerade deshalb bin ich ganz sicher.“

Also forderte er ein Billet vierter Klasse. Zu seinem Schrecken wurde ihm aber bedeutet, daß er mit diesem Zuge nur erster Klasse fahren könne. Was war zu machen; er mußte in den sauern Apfel beißen, weil er sonst zu spät an seinen Bestimmungsort gekommen wäre und den Prinzen nicht mehr getroffen hätte. Wie ein grimmiger Tiger stürzte er sich in das Coupé und nahm gleich zwei Plätze in Anspruch, um für sein theueres Geld auch eine ordentliche Bequemlichkeit zu haben.

Von der Reise selbst ist nicht viel zu erzählen. Goldmann streckte sich der ganzen Länge nach auf das Polster, und er konnte es, ohne Jemanden zu genieren, denn Niemand hatte zu dem grämlichen Alten einsteigen wollen. Das Schnurren der Räder, das Pfeifen der Locomotive, das eintönige Abrufen der Stationen, an welchen gehalten wurde, war für ihn die einzige Abwechslung, denn er schaute nicht ein einziges Mal zum Fenster hinaus. Jeder Andere an seiner Stelle hätte geschlafen, und er selbst wäre nicht abgeneigt gewesen, es zu thun, aber die Pretiosen in dem Blechcylinder ließen das nicht zu. Er hielt beständig die Hand auf denselben, und es kam ihm fast vor, als ob er sich selbst nicht einmal trauen dürfe.

Während Hans Goldmann seinem Bestimmungsorte entgegendampfte, saßen die beiden Wüstlinge in dem üppig ausgestatteten Speisesaale, von dem wir schon einmal gesprochen haben. Franz Kemper war verdrießlich und wollte noch immer nicht an das Gelingen des Planes glauben. Herr von Lamm aber versicherte ihm zum hundertsten Male, daß es wohl gelingen werde und daß Franz sich gar nicht darum zu kümmern brauche.“

„Nun, so handle,“ antwortete Franz, indem er

ein Blatt Papier aus seiner Brieftasche zog und es dem Freunde überreichte. Es war die Verpflichtung, dem Baron die Hälfte seines Vermögens abzutreten, wenn er jemals wieder in den Besitz desselben gelangen sollte.

Der Baron steckte das Papier in die Tasche und sprach: „Noch eine Stunde, dann habe ich den Vogel im Käfige. Du wirst Dich gar nicht zeigen und nicht im Entferntesten mit ihm in Berührung kommen. Halte Dich also ruhig in diesem Zimmer eingeschlossen."

Franz nickte. Der Baron aber ging zu dem Lakaien, welcher die Angelegenheiten des Prinzen zu besorgen hatte und fragte, ob die Badestube in Ordnung sei."

„Alles bestens besorgt," antwortete der Lakai.

„Mit dem letzten Zuge wird ein Fremder hier ankommen, der nach dem Prinzen fragt," fuhr der Baron fort. „Du wirst ihn direct in die Badestube führen und ihn dort warten heißen."

Der Bediente nickte, aber es kam ihm sonderbar vor, daß die Badestube plötzlich zum Empfangszimmer gemacht wurde. Natürlich durfte er seiner Verwunderung keine Worte leihen, denn dem Diener kommt es nur zu, zu gehorchen, nicht zu sprechen.

Der Baron begab sich jetzt an den Ort, wo der Empfang stattfinden sollte. Es war dieses ein in dichte Mauern eingeschlossener Raum, welcher nur nach dem Hofe hin kleine Fensterchen hatte. Der Fußboden bestand aus schwarzen Steinplatten und in der Mitte war ein Bassin in den Boden eingemauert. Im Hintergrunde befand sich einer von jenen weiten Kaminen, wie man sie noch ab und zu in den alten Adelsschlössern findet.

Der Baron nahm eine Lampe vom Tische, leuchtete in den Kamin hinauf und nickte zufrieden mit dem Kopfe.

„Alles nach Wunsch," murmelte er. „Die Geschäfte machen riesige Fortschritte. In meinen Koffern

sind die Baarsummen, welche ich von dem Wucherer erhalten. In wenigen Augenblicken werden auch die Diamanten und Kempers halbes Vermögen mir gehören. Es lebe die Speculation!"

Er ging jetzt in das anstoßende Zimmer und kam bald mit Dintenfaß, Feder und Papier zurück, welches er auf den Tisch stellte, worauf die Leuchter standen.

Bisher hatte er Alles mit der größten Ruhe gethan; jetzt aber erfaßte ihn eine immer steigende Aufregung; bald schaute er auf die Uhr, bald ging er in das Nebenzimmer und kehrte wieder zurück, bald lauschte er, ob er kein Geräusch vernehme. Zuletzt ging er zu dem Prinzen, schenkte aus einer Champagnerflasche ein und trank rasch hintereinander die Flasche aus.

„So" murmelte er, „jetzt sind meine Nerven gestärkt, das Werk kann beginnen," und zu dem angeblichen Prinzen gewendet, sagte er laut: „Prinz, Du hältst Dich ruhig auf dem Sopha, bis ich zurückkehre. Fällst Du mir in's Handwerk, so bleibst Du für immer ein armer Schlucker.

XI.

Der Baron hatte sich in's Fenster gelehnt und spähte die Straße entlang. Da pfiff die Locomotive. Der Zug, welcher den Wucherer bringen mußte, war angekommen. Nicht lange nachher rollte ein Wagen heran und hielt vor der Thüre stille. Der Baron verließ das Gemach und stellte sich auf den Treppenabsatz, welcher zum Speicher führte. Von hier konnte er bis in den Hausflur hinabsehen und alles gewahren, was in demselben vorging. Der Bediente öffnete die Thüre und ein Mann trat ein, welcher nach dem Prinzen von Oranien fragte.

„Ich bin beauftragt, Sie zu ihm zu führen",

antwortete der Diener. „Haben Sie die Freundlichkeit, mir die Treppe hinaufzufolgen."

Hans Goldmann paßte wenig in diesen Glanz von Gasflammen, Marmor und Spiegelglas. Mit weitaufgerissenen Augen schaute er in die strahlende Herrlichkeit hinein und wagte kaum, die Teppiche zu betreten, welche die Treppe bedeckten. Auf der ersten Etage angekommen, führte ihn der Bediente durch eine Nebenthüre und einen mit mehreren Thüren versehenen Gang in das Badezimmer, wo er ihm mit den Worten: „Ich werde den Prinzen benachrichtigen", einen Stuhl hinsetzte.

Goldmann nahm sein Taschentuch hervor und wischte sich den Schweiß von der Stirne, denn das Steigen der hohen Treppe war ihm eine harte Arbeit gewesen. „Ein sonderbares Zimmer", sagte er zu sich selber; „es entspricht dem übrigen Pompe gar nicht; aber fürstliche Personen haben allerlei Marotten, woran man sich nicht zu stoßen braucht. Wenn er gut zahlt, so sollen mich seine Liebhabereien gar nicht kümmern."

Der Baron kam unterdessen von dem Treppenabsatze herunter, schlich leise in den Gang hinein, und verschloß von Innen die sämmtlichen Thüren, welche zu dem Badezimmer führten, dann begab er sich durch einen Seitengang in den Salon, wo gleichzeitig mit ihm der Bediente eintrat und einige muntere Freunde meldete, die sich auf den Abend zu Gast geladen.

Der Baron entfärbte sich ein wenig, denn dieser Besuch kam ihm nicht angenehm. „Entschuldige mich für eine Stunde", sagte er; „ich kann jetzt nicht abkommen."

Als er durch die Flügelthüre verschwand, lachte Franz verächtlich und sprach vor sich hin: „Ich möchte das Kunststück kennen, womit er dem Goldmann die Schrift herauslocken will. Dummes Zeug. Goldmann ist ein gewiegter Geschäftsmann und läßt sich mit Redensarten nicht schrecken. Heute leben wir noch

einmal lustig und in Freuden, und morgen sind wir ärmer, als die Spatzen auf dem Dache."

Der Baron warf in seinem Schlafzimmer einen Mantel um, setzte einen breitrandigen Hut auf, verbarg einen Gegenstand unter dem Mantel und ging in das Badezimmer. Goldmann erhob sich ehrfurchtsvoll, weil er den Prinzen vor sich zu haben glaubte, und machte eine tiefe Verbeugung.

„Haben Sie die Juwelen mitgebracht?" fragte der Baron mit verstellter Stimme.

„Ja wohl, Durchlaucht", antwortete Goldmann und holte den Cylinder aus der Manteltasche hervor, dessen Inhalt er auf den Tisch legte.

Sobald sich der Baron überzeugt hatte, daß die Juwelen zur Stelle waren, legte er Hut und Mantel ab und zeigte sich in seiner wahren Gestalt.

„Baron von Lamm!" rief Goldmann, zugleich erstaunt und entrüstet. „Sind Sie der Prinz, welcher mich hieherbestellt hat? Haben Sie die Absicht, mich zu beschwindeln?"

„So etwas Aehnliches, Goldmann."

„Elender Betrüger!" rief der Wucherer: „Ihr Prinz ist also nur der Lockvogel, aber verrechnen Sie sich nicht; ich werde mich nicht von Ihnen rupfen lassen, sondern die Polizei zu Hülfe rufen."

„Einfaltspinsel", sprach der Baron; „an dem Orte, wo Du Dich befindest, kann ich Dir die Hirnschale einschlagen, ohne daß ein Hahn darnach kräht. Du hast die Erlaubniß zu schreien, so laut es Deine Kehle zuläßt, aber es wird Dich Niemand hören."

Goldmann wurde blaß wie die Wände der Badestube; instinktmäßig streckte er die Hände nach den Juwelen aus und wollte sie in die Tasche stecken.

„Laß die Hände davon", sagte der Baron;" diese Juwelen gehören mir."

„Räuber, Räuber!" schrie Goldmann. „Zu Hülfe, zu Hülfe; ich werde bestohlen."

„Muß ich Dich noch einmal einen Einfaltspinsel nennen?" fragte der Baron. „Sagte ich Dir nicht,

daß Du Deine Lunge nach Belieben anstrengen könntest und daß Dich doch Niemand hören werde?"

Dem Wucherer stand der Schweiß auf der Stirne. „Baron", sagte er in einem flehenden Tone, „Sie haben viel Geld von mir bekommen; lassen Sie mir die Juwelen. Ruiniren Sie mich nicht."

„Hans", sprach der Baron in sarkastischem Tone, „diese Juwelen interessiren mich und ich muß sie um jeden Preis haben."

Goldmann wollte ihm nun durch eine List entgehen und sprach: „Herr Baron, ich will Ihnen ein Geständniß machen. Diese Juwelen sind weiter Nichts, als schlechtes Glas. Ich hätte mir kein Gewissen daraus gemacht, den Prinzen zu betrügen, aber —"

Der Baron nahm das Collier in die Hand, hielt es gegen das Licht, beschaute die Fassung und sagte mit einem triumphirenden Lächeln: „Schau Dir einmal die kleine Krone an, die dem Silber eingeprägt ist; sie bürgt für die Aechtheit! Dein Geständniß ist auch ein Geständniß von meiner Seite werth und ich will es Dir jetzt machen."

„Es war einmal eine russische Gräfin — Nun Goldmann, warum entfärbst Du Dich? Also, es war einmal eine russische Gräfin, die hatte ganze Koffer voll Gold und reiste von einem Lande zum andern, und sie hatte einen Bedienten bei sich, der ihr ganzes Vertrauen genoß. Dieser Bediente aber war ein Spitzbube, der nur nach dem Gelde seiner Herrin trachtete. Da lernte er eines Tages einen Metzger kennen, der sich ebenfalls kein Gewissen daraus machte, das Geld anderer Leute an sich zu nehmen. Die beiden Spitzbuben kamen überein, die Gräfin zu berauben, aber sie konnten den Weg, wie das zu machen sei, ohne daß es Verdacht erregte, noch nicht herausfinden. Da kam der Bediente auf einen sehr raffinirten Gedanken und sprach zu dem Metzger: „Meine Frau will eine Reise in die Schweiz machen; begleite Du uns von Weitem, so daß Du immer zur Hand bist, wenn ich Dich nöthig habe." Das that der Metzger,

und sie kamen nach einer langen Wanderschaft auf dem Rigi an. Der Metzger hatte sich mit dem Gelde des Bedienten in einen Engländer verkleidet und war auch auf dem Rigi. Eines Abends kam der Bediente in die Stube des Engländers, übergab ihm ein Köfferchen und sprach: ‚Nimm das in Deine Obhut!‘

„Das Köfferchen gehörte dem Bedienten zu und nicht der Gräfin, aber der Erstere hatte der Letzteren einen großen Theil ihres Goldes genommen und dasselbe seinem Köfferchen anvertraut.

„‚Morgen früh, ehe die Sonne aufgeht, will meine Herrin zu Fuß den Rückweg antreten‘, sagte der Bediente. ‚Das Gepäck ist schon unterwegs und nach Wäggis adressirt, aber das, was Du in Verwahr hast, fehlt darin. Damit es nicht aufkommen kann, wird es sich ereignen, daß die Gräfin in einen Abgrund stürzt und das Genick zerbricht.‘“

Der Baron machte zuweilen absichtlich eine Pause und weidete sich an der steigenden Blässe des Wucherers. Der Mensch saß wie vernichtet auf seinem Stuhle und zitterte wie Espenlaub. Der Baron aber fuhr unerbittlich fort: „Zufälliger Weise herrschte an diesem Morgen ein Sturm, welcher so stark war, daß er Bäume entwurzelte und Steine fortschleuderte. Es war also kein Wunder, daß die Straße nach Wäggis leer von Menschen blieb und daß die Gräfin und ihr Bedienter sich allein auf derselben befanden.

„Reisende, welche eine Stunde später des Weges kamen, fanden an einem Felsensturze den jammernden Diener über der Leiche seiner Herrin. ‚Hier suchten wir Schutz gegen den Sturm‘, sagte er, ‚da stürzte von oben ein gewaltiger Stein herab und zerschmetterte der Gräfin den Kopf.‘ Zum Zeugnisse der Wahrheit lag der mit Blut und Gehirn befleckte Stein noch neben der Leiche.

„Die Entseelte wurde von Jedermann als ein Opfer des Sturmes betrachtet und auf einer Tragbahre nach Wäggis hinabgeschafft. Der Engländer, welcher den kleinen Koffer des Bedienten trug, war

ihnen in nicht allzuweiter Entfernung gefolgt und er hatte von einer Felsplatte herab mit angesehen, daß allerdings ein fallender Stein das Haupt der Gräfin zertrümmert hatte, aber auch, daß dieser Stein in der Absicht zu tödten von ihrem Bedienten auf sie geschleudert wurde."

Der Wucherer keuchte und der Schweiß lief ihm in dicken Tropfen vom Gesichte. „Wer hat Ihnen diese grausige aber erlogene Geschichte erzählt?" fragte er.

Da nahm der Baron seinen langen Bart ab, legte ihn auf den Tisch und sagte: „Sieh mich einmal genau an!"

„Barthel Froschhammer!" stöhnte Goldmann.

„Derselbe", antwortete dieser.

Der Wucherer gewann wieder mehr Zuversicht. „Du hast Dich also in dieser Verkleidung herumgetrieben", sagte er, „um unter einem erborgten Namen die Leute zu beschwindeln, aber was willst Du von mir? Wir haben damals das Gold getheilt und haben keine Ansprüche mehr aneinander."

„Du hast mich damals betrogen", erwiederte Barthel, „denn Du behieltest die Diamanten ganz allein für Dich. Anfangs war ich dumm genug, zu glauben, die Diamanten seien in den Koffern der Gräfin zurückgeblieben, aber als sie sich in denselben nicht fanden, wußte ich, wo sie zu suchen waren. Ein glücklicher Zufall ließ mich Deinen Aufenthalt entdecken, und von jetzt an beobachtete ich Dich bei Tag und Nacht und brachte Dein Versteck unter der Bank heraus. Ich hätte in Deine Wohnung eindringen, Dich tödten und Dir Alles nehmen können, aber ich hatte noch andere Absichten mit Dir und wollte auch kein Aufsehen erregen."

Dem Wucherer schauderte bei dem Gedanken, wie nahe er dem Tode gewesen war. „Sprich, was willst Du jetzt von mir?" fragte er mit fast tonloser Stimme?"

„Die Diamanten, welche mir schon früher halb gehörten, will ich jetzt ganz haben", sagte er; „doch das findet sich von selbst. Ich habe noch einen an-

S. 159.



Ausführ, Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, der Mörder.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

dern Wunsch. Hier steht Feder und Tinte. Du sollst, wenn Du lebendig von hinnen gehen willst, eine Schrift aufsetzen, worin Du bekennst, daß Franz Kemper seine Güter von Dir zurückgekauft und daß Du die Summe baar erhalten hast."

Der Wucherer warf einen Blick in der Badestube umher, um zu sehen, ob kein Entrinnen möglich sei oder ob er keinen Gegenstand finde, womit er sich vertheidigen könne.

Barthel lachte höhnisch. „Du bist so vollkommen in meiner Hand", sagte er, „daß ich Dich umbringen kann, ohne daß jemals ein Mensch eine Ahnung davon bekommt. Die Schrift und zwar die doppelte Ausfertigung ist das einzige Mittel, um Dir das Leben zu retten."

Um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben nahm er ein großes Fleischerbeil aus dem weggelegten Mantel und zeigte es ihm mit den Worten: „Ein Metzger weiß damit umzugehen. Schreibe oder —"

Goldmann hing am Golde, aber auch am Leben. Zähneknirschend ergriff er die Feder und schrieb, was Barthel ihm vorsagte. „Nun schreibe das Datum und Deinen Wohnort", sprach er, „aber die Schrift wird drei Monate vorher datirt."

„Warum das?" fragte Goldmann.

„Weil es so mein Wille ist."

Der Wucherer fügte sich auch diesem Verlangen. Als er fertig war, machte er die Abschrift und schob sie vor den Barthel mit den Worten hin: „Nun laß mich gehen. Du hast mich beinahe arm gemacht; ich muß mit dem Wenigen, was ich noch besitze, wieder von vorn beginnen."

„Noch eine Kleinigkeit", antwortete Barthel, erhob das Beil und schlug ihm mit einem gewaltigen Schlage den Hirnschädel ein. Der Ermordete stürzte in das Bassin, ohne einen Laut von sich zu geben.

Ein Blutstrahl hatte Barthel's Kleider und Hände beschmutzt. Rasch warf er die Kleider von sich, drehte den Hahn eines kleinern Wasserbassins um und reinigte

Hände und Gesicht von dem Blute; dann verließ er die Badestube, verschloß die Thüre, kleidete sich in seinem Schlafgemache festlich an und ging zu der lärmenden Gesellschaft, wo er sich als einer der tollsten Zecher geberdete.

In einem unbewachten Augenblicke flüsterte er dem Franz zu: „Alles in Ordnung, spare den Champagner nicht!“

Er wurde in der That nicht gespart; Tisch und Fußboden schwammen ordentlich in dem Safte. Lange nach Mitternacht endigte die Orgie. Franz lag schwer betrunken auf dem Sopha und die Gäste waren so benebelt, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnten. Als sie alle weg waren, sprach Barthel zu den abräumenden Bedienten: „der Fremde hat sich in der Stube neben dem Baderaume zur Ruhe gelegt. Er will mit dem ersten Zuge fort. Weckt ihn zeitig und sorgt, daß ein gutes Frühstück für ihn bereit ist.“

Der verhärtete Bösewicht begab sich jetzt in die Badestube zurück, hob den Leichnam aus dem Bassin und schleppte denselben zu dem Kamine. Hier durchsuchte er seine Taschen und nahm den Haus- und den Schraubenschlüssel heraus, welche beiden Gegenstände er zu sich steckte. Nachdem dieses geschehen war, hob er mit großer Anstrengung den Leichnam empor und legte denselben innerhalb des Kamins auf eine Mauer, so daß man ihn von unten nicht sehen konnte.

Man sollte sagen, kein Mensch auf der Welt könne so versunken sein, mit der größten Ruhe solche furchtbare Verrichtungen vorzunehmen. Barthel aber zuckte nicht einmal. Jetzt leuchtete er mit dem Lichte auf dem Fußboden umher und in das trockene Bassin. Der Boden war an einzelnen Stellen mit Blut befleckt, das Bassin aber ganz von demselben besudelt. Er ließ deßhalb Wasser in dasselbe strömen und reinigte es mit einem Besen; auch die Blutflecken auf den Steinen scheuerte er hinweg und ließ dann das Wasser ablaufen.

Nachdem er noch einmal sorgfältig umhergeleuchtet und sich überzeugt hatte, daß keine Spur des Mordes mehr zu sehen war, steckte er die beiden Schriftstücke zu sich, trug das Schreibzeug hinweg, wickelte seine mit Blut befleckten Kleider in ein Bündel, welches er ebenfalls in einem Winkel des Kamines versteckte und öffnete leise die vorher so sorgfältig verschlossenen Thüren. Wie ein Mensch, der seinen Tag vorwurfslos verbracht, begab er sich jetzt zur Ruhe und schlief bis zum Sonnenaufgange. Unten hörte er jetzt die Dienerschaft sich regen; da fiel ihm ein, daß er etwas vergessen hatte. Rasch eilte er in das Fremdenzimmer, zerwühlte das Bett, als wenn Jemand darin gelegen und wusch seine Hände im Waschgeschirr; dann eilte er wieder in sein Schlafzimmer zurück, aufmerksam lauschend, was sich jetzt begebe.

Nach einiger Zeit hörte er den Schritt des Bedienten. Er begab sich vor das Fremdenzimmer und klopfte verschiedenemale. Da er keine Antwort erhielt, so ging er hinein, um den Fremden zu wecken, fand aber, daß derselbe schon aufgestanden und hinweggegangen war. Aergerlich schlug er die Thüre zu und murmelte: „Ich hab' es dem Filz gleich angesehen, daß er, ohne Trinkgeld zu geben, auskneifen würde."

Unterdessen war auch Franz wach geworden. Der Kopf schmerzte ihn, die Glieder thaten ihm wehe und er fühlte sich sehr unbehaglich. „Bah", sprach er zu sich selber; ich habe dieses Lebens bald gründlich satt. Es ist keine Befriedigung darin; ich wollte, ich hätte irgend ein ehrbares Gewerbe gelernt. Was soll es nun werden? Kein Geld, keine Aussichten in die Zukunft; überall gähnt mich das Elend an."

Jetzt fiel ihm ein, daß Goldmann gestern angekommen war, und daß der Baron so große Hoffnungen auf denselben gesetzt hatte. Er begab sich deßhalb in dessen Schlafzimmer und fragte: „Nun, was hast Du ausgerichtet?"

Barthel schob den Cylinder mit den Edelsteinen,

die er eben betrachtete, rasch unter die Decke und entgegnete: „Alles, was ich wollte. Schau Dir einmal das Papier an, welches dort auf der Console liegt.“

Franz nahm es und las mit steigernder Verwunderung, was Goldmann niedergeschrieben. In seiner Freude vergaß er den Katzenjammer, hüpfte wie toll in der Stube umher und fragte: „Wie ist es möglich? Welche Gründe konnten ihn dazu veranlassen?“

„Das mag er Dir selber erklären, wenn er ausgeschlafen hat“, antwortete der sogenannte Baron. „Nun aber will ich mich ankleiden.“

Sie gingen zusammen in das Frühstückszimmer und schellten nach dem Kaffee. Als der Bediente kam, sprach Barthel: „Rufe auch den Fremden. Wenn er mit dem ersten Zuge fort will, dann ist es die höchste Zeit. Er kann das Frühstück mit uns nehmen.“

„Der Fremde ist schon seit einer Stunde fort“, antwortete der Bediente.

„So, bist Du dessen sicher?“

„Ganz sicher.“

„Hast Du ihn gehen sehen?“

„Nein, aber das Bett ist leer und das Waschwasser gebraucht.“

„Nun, es liegt nicht viel daran; er wird große Eile gehabt haben.“

Als sie wieder allein waren, sprach Barthel: „In dem Schreiben hat Goldmann gesagt, daß der notarielle Act später gemacht werden soll. Vielleicht hat er die Absicht, sich dieser Verpflichtung zu entziehen. Ich werde ihn deßhalb auf dem Bahnhofe aufsuchen und ihm in's Gewissen reden. Zugleich beabsichtige ich, eine kleine Tour zu machen, bin aber wahrscheinlich schon in einigen Tagen zurück. Noch eins, mein Freund; wir können uns hier nicht länger halten; hier ist einiges Geld, bezahle unsere Schulden und richte Dich so ein, daß wir bei meiner Rückkehr sofort nach Paris übersiedeln können. Für die Mittel des dortigen Aufenthaltes werde ich sorgen.“

Franz war ganz zu seinem Werkzeuge herabgesunken. Er nickte und versprach, Alles zu beschleunigen. Barthel versteckte die Juwelen, begab sich zum Bahnhofe und nahm ein Billet nach Franzens Vaterstadt. Was mochte er dort wollen? Wir werden es hören. In dunkler Nacht schlich sich ein in einen dichten Mantel gehüllter Mann durch die Straßen und kam in die enge Gasse, wo Goldmanns Haus lag. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß Niemand ihn sah, nahm er einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Hausthüre und schlich hinein.

„Ich muß leise zu Werke gehen," flüsterte er. „Wenn die Käthe mich hört, dann ist Alles verloren; auch darf kein Lichtstrählchen nach Außen fallen, denn die Verräther wachen oft dann, wenn man sie im festesten Schlafe glaubt."

Leise öffnete er die Zimmerthüre, trat ein und untersuchte mit den Händen die Fenster; sie waren verhangen. „Es geht gut," flüsterte er, „durch diese Tücher dringt kein Lichtstrahl."

Rasch machte er Feuer, zündete eine Kerze an, stellte dieselbe auf den Boden und suchte auf dem Pulte nach der Cessionsurkunde. Er fand sie nicht. „Wird im Versteck sein," murmelte er, nahm den Schraubschlüssel aus der Tasche, entfernte die Bank und öffnete den Fußboden. In dem Behälter fand er Gold und Actenstücke und war geneigt, sich das erstere anzueignen, aber er bedachte sich und sprach: „Nein, man würde eine Beraubung vermuthen und dann auch dem Scheine weniger Glauben beimessen."

Neben dem Gelde lag die Cessionsurkunde. Er nahm sie in die Hand und steckte die eine von den doppelt ausgefertigten Quittungen hinein; dann schraubte er die Bank wieder fest und verließ leise das Haus und die Stadt. Mit Anbruch des Tages erreichte er die nächste Eisenbahnstation, wo er ein Billet zur Rückfahrt löste und bald mit dem Zuge weiter brauste. Als er bei Franz ankam, war seine erste Frage, ob Alles zur Abreise geordnet sei.

„Es hat sich gut getroffen," antwortete Franz; „eine gräfliche Familie aus Rußland suchte eine Wohnung und ich habe sie gleich in meinem Contract eintreten lassen. Sie sind schon eingezogen, und ich habe mir nur dieses Zimmer vorbehalten, bis wir abreisen. Wir konnten dieses um so besser thun, da die gesammte Dienerschaft bei der neuen Herrschaft bleibt und wir also keine Nachlöhne zu zahlen haben."

„Alle Räume haben sie schon im Besitz?" fragte Barthel.

„Ja wohl, Baron. So eben haben sie auch die Badestube übernommen, und der Graf ist hineingegangen, um sich zu baden."

Barthel zuckte unmerklich zusammen. „Wie heißt der Graf?" fragte er.

„Ich glaube Romanzoff," gab Franz zur Antwort.

„Beschleunigen wir unsere Abreise," sprach Barthel; „wenn wir mit diesen Leuten in Berührung kommen, müssen wir noch Höflichkeiten austauschen und das giebt immer Aufenthalt. Sind die Koffer gepackt?" fragte er den Bedienten.

„Alles in Ordnung, Herr Graf."

„So laß sie vom Hausknechte aufladen und zur Bahn fahren."

Mit der größten Besorgniß eilte er an den Ort, wo seine Juwelen versteckt waren; glücklicher Weise hatte sie noch Niemand entdeckt. Er nahm sie aus dem Cylinder, schleuderte denselben in den Hof und steckte die Diamanten in die Tasche.

In der nächsten Stunde saßen sie schon auf der Eisenbahn und dampften der Welthauptstadt zu. Die neuen Bewohner, so wie die Dienerschaft waren über eine so rasche Abreise höchlich verwundert, noch mehr aber die Freunde und Schmarotzer, welche so lange auf ihre Tasche gelebt hatten und nun plötzlich den gastfreien Tisch verloren.

In Paris angekommen, drängte Barthel, welcher für Franz noch immer Baron von Lamm war, seinen Freund, zwei Briefe zu schreiben, den einen an den

Notar seiner Vaterstadt, damit dieser den Vertrag mit Goldmann vorbereite, den andern an Goldmann selbst, damit dieser beim Notar die Angelegenheit möglichst beschleunige.

Wir sagten schon, daß Franz ganz unter Barthel's Einflusse stand und fast niemals gegen seine Anordnungen einen Widerspruch erhob; auch diesmal fügte er sich ohne Widerrede, und zwar um so lieber, weil es ihm selbst angenehm war, mit der Sache in's Reine zu kommen. Er hatte einige Male gefragt, wie der Baron den Goldmann zu der auffallenden Quittung vermocht habe, aber niemals eine befriedigende Antwort erhalten. Als er auch jetzt wieder fragte, erwiederte Barthel: „Ich wußte schlechte Streiche von ihm und habe ihm mit Anzeige gedroht. Du kannst ihn übrigens selbst fragen, wenn wir zurückkommen."

Franz forschte nicht weiter nach, denn er war zufrieden mit der glücklichen Wendung und fürchtete nur, Goldmann könnte sich wieder eines Andern besinnen. —

Eines Tages pochte der Briefträger an Goldmann's Haus, aber es wurde ihm nicht geöffnet. Er riß an der Klingel und rief: „Käthe, Käthe, ein Brief für Deinen Herrn."

Da öffnete der nebenan wohnende Moses Baruch das Fenster und sprach: „Der Nachbar ist verreist. Schieben Sie den Brief nur unter der Thüre durch!"

Der Briefträger that, wie ihm geheißen und ging seines Weges. Auf seinem weitern Gange trat er auch beim Notar ein und überreichte demselben ebenfalls einen Packen Briefe. Der Beamte beschäftigte sich noch eine Zeit lang mit Durchlesung von Actenstücken, dann nahm er die eingelaufenen Briefe vor und erbrach einen nach dem Andern. Alle handelten über Geschäftsangelegenheiten, welche ihm bereits bekannt waren. Beim Letzten machte er ein sehr verwundertes Gesicht und las ihn zweimal durch.

„Das kommt ganz unvermuthet," sagte er. „Ich hätte wahrlich nicht daran gedacht." „Gottlieb," sagte

er zu einem Schreiber, „geh' einmal zu Herrn Goldmann und bitte ihn, im Laufe des Vormittags bei mir vorzusprechen."

Der Schreiber ging, kam aber nach einer Weile mit der Nachricht zurück, daß Goldmann verreist sei. Niemand aber wisse, wohin, und wann er zurückkehre.

„So rufen Sie Herrn Victor Zwiefel," sprach der Notar, und fuhr dann in seinen Arbeiten fort. Bald nachher kam Victor und fragte nach seinen Wünschen.

Der Notar nahm den Brief, führte ihn in sein Privatkabinet und sprach: „Der vormalige Besitzer Ihrer Reitbahn ist nun fast zehn Jahre spurlos verschwunden. Heute kommt plötzlich ein Brief von ihm an, dessen Inhalt mich in großes Erstaunen setzt. Aus dem beiliegenden Zettel ersehen Sie, daß Goldmann ihm Alles zurückverkauft und den Kaufschilling bereits in Empfang genommen hat. Es ist Goldmann's Hand, ich kenne sie ganz genau, und der Rückkauf ist schon vor einiger Zeit geschehen."

„Daran hätte ich in meinem Leben nicht gedacht," sprach Victor; „ich setzte vielmehr als ganz sicher voraus, den Franz entweder gar nicht, oder als einen blutarmen Schlucker wieder zu sehen. Ich hatte deßhalb die Absicht, das Reit- und Fuhrgeschäft für ihn anzukaufen und mich dadurch für die vielen Wohlthaten seines Vaters dankbar zu bezeigen. So, wie es jetzt liegt, ist es viel besser; nur begreife ich nicht, wie es ihm möglich geworden ist, ein so großes Kapital aufzutreiben."

„Das ist auch ein Räthsel für mich," sagte der Notar.

„Ich bin übrigens vorläufig nicht in der Lage, seinen Wünschen zu entsprechen, da Goldmann verreist ist."

Das Gerücht von dem Rückkaufe verbreitete sich sehr bald in der Stadt. Jedermann, welcher davon hörte, verwunderte sich; man meinte, er habe entweder am Spieltische oder in der Lotterie große Summen

gewonnen, denn daß er das Geld durch Arbeit oder Speculation erworben haben könne, fiel Niemanden im Traume ein. Wie dem auch sein mochte, als die Leute sich genug verwundert hatten, freuten sie sich, daß Franz nicht ganz arm geworden.

XII.

Eine Woche nach der andern verging und Goldmann kehrte nicht zurück. Das fiel den Leuten auf, denn so lange der Wucherer in der Stadt wohnte, hatte er immer wie ein Einsiedler in seinem alten Häuschen gehockt und war fast niemals an's Tageslicht gekommen. Noch auffälliger wurde es, als einen Tag um den andern Leute kamen, welche Wechsel und Zinsen bezahlen wollten. Man konnte es gar nicht begreifen, daß der Geldwolf, der sich doch sonst für einen Viertelgulden schröpfen ließ, gar nicht da war, um sein Geld in Empfang zu nehmen.

Einige meinten, er sei auf der Reise verunglückt, Andere waren der Ansicht, er sei zurückgekehrt und am Schlagflusse gestorben. Daran knüpften Andere wiederum die Vermuthung, er sei in seiner Behausung überfallen, geplündert und ermordet worden. Nun geschah es, daß ein Verwandter kam, um ihn zu besuchen. Als dieser von all den Vermuthungen hörte, ging er zur Polizei und bestand darauf, daß das Haus geöffnet werde. Da die Sache wirklich ein bedenkliches Aussehen hatte, so willigte der Polizeidirector ein und begab sich mit dem Verwandten, einem Schlosser und zwei Zeugen zu dem Hause. Der Schlosser öffnete die Thüre und sie traten in die Küche. Als das Fenster aufgestoßen wurde und Licht in den Raum drang, gewahrten sie auf dem Flur, nahe der Thüre, einen Brief, welcher an Goldmann adressirt, aber noch

verschlossen war. Er nahm ihn zu sich. Man konnte wohl sehen, daß lange Niemand in der Küche gewesen, denn alle Möbel lagen fingerdick voll Staub. Der Regen hatte Eingang durch das Dach gefunden, war durch die Fußböden gesickert und hatte seinen Weg bis in die Küche genommen. Die Heimchen am Herde, welche so lange nicht gestört worden waren, erhoben ein lautes, scharfes Geschirpe, als wenn sie den Eindringlingen ihr Mißvergnügen kund geben wollten.

In der Schreibstube waren die Fenster noch so dicht verhängt, daß kein Lichtstrahl eindrang. Der Polizeidirector ließ die Tücher wegnehmen und untersuchte das Zimmer. Der Deckel des Schreibpultes war nur angelehnt, nicht verschlossen, aber es zeigte sich nirgends eine Unordnung. Sie gingen von Stube zu Stube, stets gewärtig, den Wucherer mit zerschmetterter Hirnschale am Boden zu finden. Der Verwandte aber blickte hinter alle Thüren, denn er meinte im Stillen, es sei nicht unmöglich, daß sich sein Vetter aus Lebensüberdruß erhängt habe. Das Bett in seinem Schlafzimmer war unberührt, Nichts deutete auf eine gewaltsame That. Auch war keine Fensterscheibe zerbrochen, keine Thüre gewaltsam aufgerissen. Nur ein Umstand fiel selbst dem Polizeidirector auf. Man durfte mit Grund vermuthen, daß sich viel Geld in dem Häuschen befinde, aber es waren nur wenige Gulden an Baar vorhanden.

„Sollte er vielleicht sein gesammtes Geld mitgenommen haben, um irgendwo einen Kauf zu machen," fragte der Polizeidirector.

„Das glaube ich nicht," antwortete der Verwandte; es ist eher zu vermuthen, daß er es im Keller verscharrt hat."

Dort waren sie noch nicht gewesen. Sie zündeten also ein Licht an, stiegen hinab und untersuchten die sämmtlichen Gewölbe und den Fußboden, aber es fand sich nicht die geringste Spur von Verscharrung.

Als sie wieder nach Oben kamen, fiel der Blick eines der Zeugen zufällig unter die Bank und er sah,

daß aus einer Bodenritze ein Eckchen Papier hervorstand. Er bückte sich und zog daran; es kam auch ein wenig in die Höhe, dann aber setzte es ihm Widerstand entgegen. „Hier muß Etwas verborgen sein," sagte er.

Das kam auch dem Polizeidirector so vor. Mit dem Stocke auf den Boden unter der Bank klopfend, gab dieser einen hohlen Ton von sich, was an andern Stellen nicht der Fall war. Der Schlosser wollte die Bank wegnehmen, fand aber, daß die Bretter festgeschraubt waren. „Da drunter ist jedenfalls ein hohler Raum," sagte er. „Soll ich die Bank losschrauben? Ich habe hier Instrumente, womit ich es kann."

Der Polizeidirector nickte, und der Schlosser machte sich an die Arbeit.

„Einen solchen Schraubenschlüssel hatte auch mein Vetter," sagte der Verwandte; „wollen wir nicht sehen, ob er sich im Pulte befindet?"

Sie suchten darnach; da sie aber keinen Schlüssel fanden, so drehte der Schlosser die Schrauben auf und hob die Bank ab. Die Bretter wurden nun ebenfalls losgeschraubt, und das Verbergniß mit dem Gelde und den Actenstücken kam zum Vorscheine. Die Summe war immer noch unbedeutend; man durfte mehr vermuthen. Dem Polizeidirector fielen die Cessionsurkunden in die Hände; er blätterte in denselben umher und fand den von Goldmann ausgestellten Schein.

„Hm," sagte er, „er hat Alles zurückverkauft und das Geld in Empfang genommen. Wo ist er denn damit geblieben? Ich begreife es nicht. Wir wollen den Brief öffnen; vielleicht giebt er irgend einen Aufschluß."

Er erbrach das Siegel und las. Es war eine Aufforderung von Franz Kemper, den Privatvertrag über den Rückkauf durch einen notariellen Act ersetzen zu lassen.

„Wir können hier Nichts weiter thun, als das Haus verschließen und versiegeln," sagte der Polizeidirector. „Vorher aber wollen wir eine Aufnahme

über dies Geld und die vorhandenen Papiere machen, das Ganze mit dem Polizeisiegel versehen und im Gemeindearchive niederlegen, bis eine Lösung eingetreten." Der Vetter konnte Nichts dagegen einwenden, und so geschah es.

Die ganze Stadt unterhielt sich von den beiden Ereignissen, die Jedem wie ein Märchen vorkamen. Noch mehr Stoff zum Reden aber bekamen die Leute, als Franz Kemper und der Baron von Lamm eines Tages zum Thore hereinfuhren und an der Reitbahn abstiegen.

Victor kam ihnen im Thore entgegen. Er freute sich aufrichtig, den Sohn seines Wohlthäters wiederzusehen. „Victor," sagte Franz, „das Geschick ist mir günstiger gewesen, als ich bei meinem Abschiede gedacht; es ist mir möglich geworden, das ganze Vermögen meines Vaters wieder zurückzukaufen und zu bezahlen. Ich ersuche Dich deßhalb, mir an dem Tage, an welchem Dein und Deines Schwiegervaters Vertrag zu Ende geht, Alles zu überliefern."

„Ich habe schon von Deinem Glücke gehört," antwortete Victor, „und bin bereit, Alles abzutreten, und wie ich glaube, in einem bessern Zustande, als ich es erhalten. Willst Du mich durch die Ställe und Remisen begleiten?"

„Wozu?" fragte er. „Es macht mir wenig Spaß; auch bin ich im Voraus überzeugt, daß Du Alles in Ordnung hast."

„Nun, Franz," sprach der Baron, „es ist immer ein Genuß, schöne Pferde zu sehen. Komm', begleite uns." Er schritt voraus in den Stall und ließ seine Augen durch die Stände schweifen. Hier und dort blieb er bei einem Pferde stehen, streichelte es, beschaute es mit Kennerblicken und gab ein so kenntnißreiches Urtheil ab, daß Victor beifällig nickte. Als er die sämmtlichen Reihen durchschritten hatte, blieb er stehen und sprach zu Kemper: „Franz, ich darf Dir zu dem Pferdebestande gratuliren; Du bist Herrn Victor Zwiefel zu Dank verpflichtet, denn von den mittelmäßigen

und abständigen Pferden ist kein einziges mehr vorhanden. Sie sind alle durch bessere und schönere Thiere ersetzt. Was das übrige Inventar, so wie das Aussehen der Ställe, der Wagen und der Reitbahnen angeht, so darf ich behaupten, daß sich eher Alles verbessert, als verschlechtert hat. Du kannst es, wie es da ist, mit dem Gefühle des Gewinners übernehmen."

Franz war überrascht; er hatte das Gegentheil erwartet; deßhalb drückte er Victor die Hand und sprach: „Ich habe es eigentlich nicht um Dich verdient."

„Doch," antwortete Victor, „die Wohlthaten des Vaters gehen auch auf den Sohn über. Ich hatte übrigens noch einen andern Grund, warum ich wünschte, daß Alles in der besten Ordnung sei."

„Darf ich denselben wissen?" fragte Franz.

„Warum nicht?" entgegnete Victor. „Ich setzte voraus, Du würdest arm, und ohne alle Mittel zurückkehren; deßhalb wollte ich das ganze Geschäft von Hans Goldmann kaufen und es als ein Geschenk oder vielmehr als eine Gabe der Dankbarkeit in Deine Hand legen. Es freut mich, daß dieses unnöthig geworden ist, aber ich stehe mit dem Betrage zu Diensten und freue mich, wenn Du ihn annimmst."

Ein solches uneigennütziges Benehmen war Franz noch nicht vorgekommen. Alle, welche bisher mit ihm umgegangen, hatten nur aus seinem Geldbeutel geschöpft, niemals aber ihre Hand geöffnet, um ihm zu geben. Gerührt reichte er Victor die Hand und sprach: „Hätte ich mir Dein Beispiel zur Richtschnur genommen, so sähe es besser um mich aus. Aber vielleicht kann ich auch jetzt noch von Dir lernen und meine Vergangenheit in etwa vergessen machen. Dein Anerbieten aber kann ich nicht annehmen; denn daß Du vorangekommen bist, das verdankst Du zunächst Deinem Fleiß und Deinem goldenen Charakter."

Barthel war mit der Befreundung der beiden Männer nicht gedient, wenigstens wollte er eine allzugroße Annäherung verhindern. „Es gibt noch mehr

zu thun“, sagte er; „wir müssen auch Herrn Sauermilch aufsuchen. Es soll mich wundern, ob seine Sachen ebenso glänzend stehen.“

Nach einigen Tagen mußte er auch diesem ein wohlverdientes Lob spenden. Jedermann behandelte den Franz nun wie den Eigenthümer und er nahm factisch Besitz von dem Nachlasse seines Vaters, aber es konnte kein notarieller Act gemacht werden, weil Hans Goldmann noch immer nicht nach Hause kam und auch aus der Ferne kein Lebenszeichen von sich gab. Man wußte nicht, was man davon halten sollte, hielt es aber für wahrscheinlich, daß er irgendwo verunglückt sei. In diesem Glauben wurde man noch bestärkt, als die Erben in allen Zeitungen nach ihm suchten, aber keine Spur von ihm fanden.

Kehren wir nun wieder in das Hotel zurück, in welchem Franz und Barthel ihr Schwelgerleben führten. Am Tage ihrer Abreise fand der Bediente des Grafen Romanzoff auf dem Hofe eine Blechbüchse, die sich in der Mitte öffnen ließ und die inwendig mit rothem Sammt ausgeschlagen war. Auf dem Deckel befand sich der Stempel der Grafen von Romanzoff. Das fiel ihm auf, und da er des Glaubens war, sie sei seinem Herrn verloren gegangen, so trug er sie in dessen Gemach. Der Graf erkannte den Stempel als den seinigen, aber die Büchse hatte er niemals gesehen.

„Wie kommt das Ding hierher?“ fragte er verwundert, legte aber doch kein großes Gewicht darauf. Viele Mitglieder seiner Familie reisten im Auslande umher, und es war möglich, daß eines derselben die Büchse zurückgelassen. Es sprach freilich dagegen, daß die im Hause gebliebenen Bedienten die Büchse niemals gesehen und der Hauseigenthümer sich auch nicht erinnerte, daß jemals ein Romanzoff sein Miether gewesen. Die Sache wurde nicht weiter verfolgt. Einige Tage später verbreitete sich in der Badestube ein unerträglicher Gestank, welcher sich selbst den angrenzenden Stuben mittheilte. Man untersuchte den Raum

nach allen Richtungen, konnte aber die Ursache nicht entdecken und man war zuletzt gezwungen, die Stube zu schließen. Da der Graf um diese Zeit einen längeren Ausflug nach England machte und seine Dienerschaft mitnahm, so wurde dem Geruche nicht weiter nachgeforscht. Erst im Winter kamen sie zurück. In der Badestube, welche wieder in Gebrauch genommen werden sollte, herrschte jetzt eine moderdumpfe Luft, aber es stank nicht mehr geradezu. Der Eigenthümer des Hauses meinte, der Boden sei durch das Wasser in Gährung gerathen, der Uebelstand aber werde sich heben, wenn man permanent heize. Das geschah, und der üble Geruch verlor sich nach und nach fast ganz.

Die Leiche im Kamine wäre wohl niemals aufgefunden worden, wenn nicht im Frühlinge eine Säuberung des Schornsteines vorgenommen worden wäre. Der Kaminfeger ließ sich an einem Seile hinab und kehrte die Wände von Oben nach Unten. Um auch den untern weiten Mantel zu reinigen, holte er eine Treppenleiter, stellte sie unten in den Kamin und begann seine Thätigkeit. Als er mit den Händen den Ruß wegnehmen wollte, der sich auf dem Mauervorsprunge angesammelt hatte, fühlte er auf etwas Wolliges. Beim Weitertasten war es ihm, als ob er eine Knochenhand berührt habe. Erschreckt sprang er von der Leiter herab und rief dem in der Badestube anwesenden Bedienten zu: „Hu, mir ist, als wenn da oben ein Todtengerippe läge. Zünde eine Kerze an, daß wir hinaufleuchten können.“

Der Bediente lachte über seine Furcht, zündete aber doch eine Kerze an und stieg mit ihm die Leiter hinauf. Als er einen Besenstrich über den auf der Mauer liegenden Gegenstand that, kam ein von Ruß geschwärzter Schädel zum Vorscheine, der in Mitte ein großes Loch hatte.

„Jesus Maria!“ schrie der Bediente und sprang von der Leiter hinab. Der Schornsteinfeger folgte ihm und sie stürzten beide aus der Stube und durch den

Gang auf die Treppe. Die Dienerschaft lief zusammen und fragte, was es gäbe.

„Der Tod ist in der Badestube!" ächtzte der Schornsteinfeger. Der Bediente aber eilte zu dem Grafen und theilte ihm die grausige Entdeckung mit. Dem Grafen schwindelte, denn er hatte in der letzten Zeit täglich ein Bad genommen.

„Ehe weitere Schritte geschehen, muß ich selbst schauen", sagte er und stieg mit dem Lichte in den Kamin. Blaß und verstört kam er zurück und trug dem Bedienten auf, sofort den Polizeidirector herbeizuholen.

Als dieser die Mähr hörte, wollte er nicht recht daran glauben; um aber dem Grafen seine Willfährigkeit zu zeigen, nahm er einen Schreiber und zwei Polizeidiener und fuhr zu dem Hotel. Romanzoff empfing ihn an der Thüre und gab ihm die Versicherung, daß hier von keiner Täuschung die Rede sein könne, sondern daß es sich um einen geheimnißvollen Mord handle.

„Wenn Sie das wirklich glauben", gab der Polizeidirector zur Antwort, „so werde ich einen Untersuchungsrichter zuziehen."

Er stieg wieder in den Wagen und kam bald nachher mit einem schwarz gekleideten Herrn in Begleitung seines Secretärs und eines Arztes zurück. Sie begaben sich nun allesammt in die Badestube und schlossen die Thüren, damit sie von Niemanden gestört würden.

Das Hauspersonal, welches nichts Rechtes wußte, aber das Schrecklichste vermuthete, lief auf den Treppen und in den Gängen zusammen und erschöpfte sich in tausend Vermuthungen.

In der Badestube stiegen zuerst der Arzt und der Richter die Leiter hinan und fanden die Aussage des Grafen, des Schornsteinfegers und des Bedienten bestätigt. Der Arzt ordnete an, daß ein langer Tisch in die Badestube gestellt werde, und nun wurden die Polizeisoldaten angewiesen, den Leichnam so schonend

als möglich herabzunehmen und auf den Tisch niederzulegen. Es geschah mit aller Vorsicht. Die mit Ruß bedeckte Leiche lag mit den Kleidern überdeckt, auf dem Tische und stierte mit den leeren Augenhöhlen die Umstehenden an. Grauen überkam die Anwesenden beim Anblicke des Loches im Schädel. Als der Arzt dasselbe untersucht hatte, sprach er die feste Ueberzeugung aus, daß es mit einem scharfen Beile gemacht worden sei. Um das Mordinstrument zu finden, wurde der Kamin von Neuem untersucht, und man fand nicht allein das Beil, sondern auch ein Bündel zusammengerollter Kleider, so daß man noch einen zweiten Mord vermuthete.

Um die Untersuchung nicht zu erschweren und nicht vor der Zeit Gerüchte in's Publicum zu bringen, welche den Mörder warnten, nahm der Richter den Anwesenden das Versprechen der Geheimhaltung ab und ließ sie mit Ausnahme des Polizeidirectors, des Arztes und des Secretärs hinausgehen.

„Wir wollen jetzt das Gerippe entkleiden", sagte er, „denn vielleicht befinden sich in den Kleidern Ueberführungsstücke oder doch Anhaltspunkte, um den Mörder herauszufinden."

Die Entkleidung war nicht möglich, ohne die Ueberbleibsel des Ermordeten durcheinander zu werfen, deßhalb wurden die sämmtlichen Taschen, worin am wahrscheinlichsten eine Ausbeute zu finden war, mit einer Scheere herausgeschnitten. Man hatte sich nicht getäuscht: in einer tiefen Rocktasche unter dem Arm befand sich ein Taschenbuch, auf dessen erstem Blatte mit dicken und deutlichen Buchstaben geschrieben stand: Hans Goldmann. Das Buch war mit Notizen über Wechsel und Forderungen gefüllt, und es fiel durchaus nicht schwer, den Wohnort des Ermordeten, sowie diejenigen Personen festzustellen, mit denen er im Leben verkehrt hatte. Auch die Namen des Franz Kemper und des Baron von Lamm kamen häufig vor. Auf den späteren Seiten war von dem mit Kemper abgeschlossenen Cessionsvertrage die Rede und es fan-

den sich die bedeutenden Summen verzeichnet, die Kemper von ihm erhalten. In einer Leinwandtasche, die am Einbande des Notizbuches angeheftet war, fanden sich verschiedene Briefe, darunter auch derjenige, durch welchen Goldmann mit seinen Juwelen in seinen Tod gelockt worden war.

Der Richter wandte sich an den Polizeibeamten und fragte, ob ein Prinz von Oranien in der Stadt wohne.

„Jetzt nicht mehr", antwortete der Gefragte, aber um die Zeit des Briefdatums wohnte er in Gesellschaft eines Grafen von Bardelberg in denselben Räumen, in welchen wir uns jetzt befinden. Fast um dieselbe Zeit reiste er zum größten Leidwesen seiner Schmarotzer von hier ab. Sie können übrigens genauere Nachricht vom Dienstpersonale hören, denn es ist noch dasselbe, welches damals hier war.

Der Richter ließ die beiden Bedienten in das Nebenzimmer kommen. Der erste, welchen er verhörte, sagte aus:

„Prinz Alex von Oranien lebte auf großem Fuße; fast alle leichtsinnigen jungen Leute der Stadt verkehrten bei ihm und lebten auf seine Kosten. Eines Abends sagte mir sein Begleiter, Herr Graf von Bardelberg, es werde mit dem letzten Zuge ein Herr ankommen, den ich in das Badezimmer führen sollte. Das fiel mir auf, weil die Badestube wenig zum Empfangszimmer paßte. Der Fremde kam wirklich an und ich führte ihn in die Badestube, wie mir befohlen. Was in derselben vorgegangen, weiß ich nicht. Weil mir die Sache auffallend war, schlich ich mich heran um zu lauschen, aber ich fand die Thüren verschlossen. Den Mann habe ich nicht mehr gesehen. Der Graf befahl mir, den Fremden des Morgens zeitig zu wecken, damit er den ersten Zug nicht verfehle, aber er war schon abgereist, als ich in seine Stube trat."

„Woher wissen Sie, daß er abgereist war?"

„Ich schloß es aus dem gebrauchten Waschwasser."

„Hatte er die Nacht über im Bette gelegen?"

„Das Bett war zerwühlt, aber den Eindruck eines Körpers fand ich nicht."

„War der Prinz an jenem Abende zu Hause?"

„Ja, er hatte Gesellschaft."

„War der Fremde dabei anwesend?"

„Nein, ich sah ihn gar nicht mehr, obschon ich fast beständig im Speisesaale verkehrte."

„Blieb der Prinz bei der Gesellschaft oder entfernte er sich?"

„Er blieb vom Anfang bis zum Ende und war am Schlusse so betrunken, daß er auf dem Sopha in Schlaf fiel."

„Blieb auch der Graf bei der Gesellschaft?

„Er war im Anfange gar nicht da, sondern kam erst später und am folgenden Morgen machte er eine Reise."

„Würden Sie die Kleider des Fremden wieder erkennen?"

„Ich glaube; denn weil alles so sonderbar war, blieben sie mir im Gedächtnisse."

Der Richter führte ihn nun zu der Leiche, deren Kleider jetzt ziemlich vom Ruße gereinigt waren. Der Bediente erklärte sofort mit großer Bestimmtheit, daß der Ermordete jener Fremde sei. Als man das Bündel Kleider auseinanderwickelte, erkannte er auch diese und hielt auf seinen Eid wahr, daß der Graf von Bardelberg sie an jenem Tage getragen. Der andere Bediente stimmte in seinen Aussagen genau mit dem ersten überein. Das Beil erkannten sie als ein Küchenbeil, welches gerade an jenem Tage verschwunden sei. Da die Kleider des Grafen an verschiedenen Stellen mit Blut befleckt waren, so unterlag es kaum noch einem Zweifel, daß er der Mörder war. Das ganze Hauspersonal machte übereinstimmende Aussagen; aber Niemand wußte, wohin sich der Prinz und der Graf bei ihrer darauffolgenden Abreise gewendet. Die Freunde, welche mit ihnen gegessen und getrunken, konnten ebenfalls keine Auskunft geben.

Man forschte hin und her, blieb aber lange im Dunkeln, bis sich endlich ein Packträger bei der Eisenbahn meldete. Er machte folgende Aussage: „Ich habe den Prinzen und den Grafen sehr gut gekannt; ich leistete ihnen manchen Dienst, wofür sie reiche Trinkgelder gaben. Um die Zeit wovon hier die Rede ist, kam eines Abends ein Mann hier an, welcher mich nach der Wohnung des Prinzen fragte. Ich winkte einem Kutscher, welcher ihn hinfuhr. Den Mann habe ich niemals wiedergesehen; aber ich erinnere mich noch sehr genau, daß der Herr Graf von Bardelberg am folgenden Morgen nach Mainz reiste, und einige Tage später verließen sie Beide für immer die Stadt. Ich trug ihnen die Koffer vom Wagen vor die Gepäckkammer und blieb dabei stehen, bis sie angekommen waren. Ich erinnere mich sehr genau, daß sie nach Paris declarirt wurden. Das ist Alles, was ich weiß."

Der Mord war natürlich offenkundig geworden; man sprach in der ganzen Stadt davon; aber Niemand war mit den Einzelnheiten bekannt, weil der Richter es für nothwendig hielt, den Schleier des Geheimnisses nicht ganz zu lüften. Während ein Beamter nach Paris ging, um die Spuren der Verbrecher aufzusuchen, beschäftigte man sich hier, den Wohnort des Ermordeten ausfindig zu machen, was indessen lange nicht gelingen wollte.

Dem Grafen von Romanzoff fiel nun wieder die Büchse mit seinem Wappen ein. Er brachte sie dem Richter und sprach: „Ich hatte eine Schwester, welche auf einer Reise in die Schweiz verunglückte. Ihre Effekten gelangten richtig in unsere Hände, aber ihre werthvollen Diamanten kamen nicht zum Vorscheine. Der Bediente, welcher sie auf ihren Reisen begleitete, konnte keine Auskunft geben. Später verließ er Rußland und ging nach Deutschland, wo er noch entfernte Anverwandte hatte. Es will mir fast bedünken, als ob ein Zusammenhang zwischen dem Morde und den Diamanten meiner Schwester vorhanden sei. Wie sollte sonst die Büchse mit meinem Wappen hieherkommen?"

Der Richter nahm das Notizbuch wieder vor, durchblätterte es von Anfang bis zu Ende, fand aber Nichts auf die Diamanten Bezügliches. Auf einer der letzten Seiten befanden sich allerlei durcheinanderlaufende Schriftzüge, welche ohne Zweck und Absicht in einer müssigen Stunde gemacht zu sein schienen. Er hatte sie bisher nicht beachtet, jetzt aber betrachtete er sie genauer und fand verschiedenmale einen Namen, der jedesmal mit anderen Schriftzügen gemacht war; aber er konnte ihn deutlich lesen. Er hieß Iwan Mirka.

„Erinnern Sie sich noch des Namens jenes Bedienten, der Ihre Schwester begleitete?“ fragte der Richter.

„Ja wohl, er hieß Iwan Mirka.“

Der Richter hielt ihm das Notizbuch vor die Augen, zeigte auf den Namen und fragte, ob er so geschrieben werde.“

Der Graf erbebte beim Anblicke des Namens und rief aus: „Iwan Mirka hat ihr die Juwelen gestohlen und sie an den Prinzen verkaufen wollen, aber sie sind die Ursache seines Todes geworden. Iwan Mirka und Hans Goldmann sind ein und dieselbe Person.“

Der Beamte, welcher die Nachforschungen in Paris betrieb, war glücklich; er konnte die Spuren des Prinzen und des Grafen auf Schritt und Tritt verfolgen und brachte auch den Tag ihrer Abreise heraus. Jetzt wurde es schwieriger, die Fäden zu verfolgen; bald verlor er sie, bald fand er sie wieder auf, endlich liefen sie nach Mainz.

Der Beamte begab sich sogleich dorthin und erkundigte sich bei der Polizei nach dem Prinzen Alex von Oranien und dem Grafen von Bardelberg; aber sie konnte ihm keinen Aufschluß geben; sie hatte die Namen niemals gehört. Als er aber die Erklärung machte, daß die beiden Herren verdächtig seien, einen gewissen Hans Goldmann ermordet zu haben, da sagte man ihm, daß ein Hans Goldmann Bürger der Stadt

gewesen und gerade um jene Zeit verschwunden sei, ohne daß man seine Spur habe auffinden können. Der Beamte eilte sogleich zurück, und gab dem Richter zu Protokoll, was er in Erfahrung gebracht.

Zwei Tage später saß der Richter mit seinem Secretär auf der Eisenbahn, um in Mainz die Untersuchung fortzusetzen. Wir werden im folgenden Kapitel hören, wie der Schuldige gefunden und der gerechten Strafe überliefert wurde.

XIII.

Franz Kemper wartete noch immer der Zurückkunft des Hans Goldmann, damit die Privatverschreibung in eine notarielle umgewandelt werde, aber Goldmann kam nicht. Es verging fast kein Tag, wo er dem Baron gegenüber nicht seine Zweifel in die Echtheit des Scheines und die Wahrheit seiner Angaben setzte, so daß er seinem Freunde, der die Verschreibung des halben Vermögens bereits in der Tasche hatte, sehr unbequem wurde.

„Du verdirbst uns mit Deinen Zweifeln noch die ganze Geschichte,“ sagte dieser eines Tages, „und ich sehe schon im Voraus, daß wir so arm werden, wie die Kirchenmäuse.“

Eines Tages, nachdem sie zusammen gezecht hatten, fühlte sich Franz unwohl und hinfällig, so daß er den Baron zum Arzte schickte. Dieser kam, untersuchte seinen Zustand und verschrieb ihm eine Arznei. „Herr Kemper,“ sagte er beim Fortgehen, „Sie sind keine der stärksten Naturen, und Sie haben ihren Körper durch Ausschweifungen sehr geschwächt. Wenn Sie Ihre Gesundheit bewahren wollen, so führen Sie einen stillen Lebenswandel; meiden Sie die geistigen

Getränke und beschäftigen Sie sich körperlich. Ihre Lunge ist bereits angegriffen, und Sie laden sich die Schwindsucht auf den Hals, wenn Sie meinem Rathe nicht folgen."

Der Baron wurde nun sein unermüdlicher Pfleger. Er reichte ihm die Medicin, machte das Bett zurecht und war die Fürsorge und Zärtlichkeit selbst. Gretchen und Sanne, selbst Victor, welche sich mit ihm in die Pflege theilen wollten, wies er zurück. „Ich bin es ihm schuldig, daß ich ihn nicht verlasse," sagte er.

Die Krankheit, welche im Anfange so unbedeutend gewesen war, nahm immer mehr zu, und der Kranke klagte alle Tage über große Schmerzen im Magen. Der Arzt versuchte bald Dieses, bald Jenes, verschrieb die verschiedenartigsten Arzneien und unterließ Nichts, um sich einen richtigen Einblick in seinen Zustand zu verschaffen, aber er konnte sich trotz aller Mühe die Krankheitserscheinungen nicht erklären. Die Schwäche nahm so sehr zu, daß er seinen Tod fürchtete.

In einer Nacht, nachdem er lange von furchtbaren Krämpfen befallen gewesen, sprach er mit matter Stimme zu dem Baron: „Ich fürchte, daß es mit mir zu Ende geht. Der Gedanke, zu sterben, ist mir fürchterlich, denn mir bangt vor der Ewigkeit!"

„Schlage Dir die düstern Vorstellungen aus dem Sinne," antwortete dieser, und tröstete ihn mit allerlei Gemeinplätzen. Nach einer Weile fuhr er fort: „Die Möglichkeit des Sterbens liegt Jedem nahe und dem Kranken natürlich näher, als dem Gesunden. Wenn Du stürbest, Franz, so wüßte ich nicht, wer Dein Vermögen haben sollte, denn Du hast keine Verwandten. Victor ist durch Dich ein reicher Mann geworden, und es wäre ungerecht, ihm Alles zu geben. Niemand steht Dir näher, als ich und Niemand hat Dich lieber. Mache Dein Testament und setze mich als Erben ein. Natürlich gilt dasselbe nur für den Fall Deines Todes. Wirst Du wieder gesund, so wird es zerrissen."

Franz war tief erschüttert; er hielt sich schon für

eine Leiche. „Hole mir morgen Nachmittag den Notar," sagte er, „denn ich halte es selbst für nöthig, mein Haus zu bestellen. Deiner will ich darin gewiß gedenken, aber ich habe Manches gut zu machen und muß für das Heil meiner Seele sorgen. Den größten Theil meines leider noch so zweifelhaften Vermögens will ich den Armen vermachen."

Ueber das Gesicht des Grafen ging ein Zug der Enttäuschung; das hatte er nicht erwartet. Nach einiger Zeit schlief Franz ein. Da nahm Barthel das Licht, ging in das Nebenzimmer und setzte sich an den Tisch.

„Dieser Tölpel," murmelte er, „will sein Vermögen den Armen geben und mich mit einem Brocken abspeisen; aber ich werde nicht so eselhaft sein, den Notar zu rufen. Ich hätte allerdings gern ein notarielles Testament gehabt, aber ich kann mich auch mit dem Papier des Schreibkünstlers begnügen. Wenn alle Sachverständigen der Welt zusammen kommen, werden sie sagen müssen, daß es von Anfang bis zu Ende Franzens Handschrift ist. Der Schreiber kann auch nicht gegen mich aufstehen, denn er ist vor meiner Abreise nach Paris an einem Tropfen Gift gestorben. Ich war seiner nicht mehr ganz sicher; er mußte aus dem Wege geräumt werden."

Er nahm jetzt ein Papier aus der Tasche, prüfte jeden einzelnen Buchstaben und nickte mit dem Kopfe; dann steckte er es wieder zu sich und ging in das Zimmer zurück, wo er den Kranken noch im Schlafe fand.

„Lange kann es nicht mehr dauern," murmelte er; „der Tod steht ihm schon auf dem Gesichte." Wie ein Gerechter, den kein böses Gewissen quält, legte er sich nun auch zum Schlafen nieder und erwachte erst am hellen Morgen durch das Stöhnen des Kranken.

Der Arzt kam heute Morgen früher als gewöhnlich und fand die Verwüstung weit vorgeschritten. Kopfschüttelnd stand er am Bette und schaute ihn lange an.

„Wollen Sie nicht die Freundlichkeit haben, mir

in der Apotheke ein Recept machen zu lassen?" wandte er sich an den Baron.

Dieser nickte und der Arzt schrieb das Recept in das Büchelchen, welches auf dem Nachttische lag. Als der Baron fort war, nahm der Doctor eine Medicinflasche aus dem Rocke, schüttete so viel daraus, daß sie der alten ganz gleich sah und steckte letztere zu sich. „Wolle Gott, daß sich mein Verdacht nicht bestätige," dachte er. „Ich wundere mich nur, daß ich nicht eher darauf gekommen."

Nachdem er noch einige Worte an den Kranken gerichtet und seine Klagen über die heftigen Krämpfe entgegengenommen, kam der Baron zurück. Er hatte sich sichtlich geeilt, denn er war außer Athem.

„Hier ist die Medicin," sagte er keuchend. „Die alte kann ich nun wohl zum Fenster hinausschütten."

„Nein," antwortete der Arzt, „sie muß bis auf den letzten Tropfen vorschriftsmäßig genommen werden. Wenn sie zu Ende ist, kommt die neue an die Reihe. Heute Abend komme ich wieder. Wenn aber etwas Außerordentliches vorkommt, dann lassen Sie mich rufen."

Beim Hinabgehen begegnete ihm Gretchen. „Da oben sieht es schlecht aus," sagte er. „Gehen Sie zu dem Kranken und sprechen Sie ihm zu, daß er den Priester kommen läßt. Es wäre mir überhaupt lieb, wenn Sie und Sanna den ganzen Tag bei dem Kranken blieben."

„Mit Freuden," gab Gretchen zur Antwort, „aber der Baron läßt Niemanden zu. Er schiebt uns fast mit Gewalt zur Thüre hinaus."

„Versuchen Sie es noch einmal," sagte er; „Sie können ja den Vorwand brauchen, daß man den Priester nicht in die unordentlichen Zimmer führen könne."

Der Arzt stieg unten in seinen Wagen und befahl dem Kutscher, in die Apotheke zu fahren. Hier angekommen, forderte er den Apotheker auf, ihn in sein Laboratorium zu begleiten, da sie eine Untersuchung vornehmen müßten. Die beiden Männer begaben

sich dorthin, schickten den Gehülfen fort und schlossen die Thüre.

„Herr Apotheker,“ sprach der Arzt, „ich habe den Verdacht, daß sich in dieser Medicin Gift befindet.“

Der Apotheker nahm die Flasche, hielt dieselbe gegen das Licht und sprach: „Sie ist dunkler, als sie sein sollte, aber meine Gehülfen sind erprobte Leute und ich kann nicht glauben, daß einer von ihnen einen solchen Mißgriff begangen haben sollte.“

„Der Verdacht fällt auch nicht auf Sie, sondern auf einen Andern,“ sprach der Doctor; „doch beginnen wir jetzt die Untersuchung.“

Was die beiden Männer thaten, wollen wir hier nicht berichten, es genügt zu sagen, daß sie am Mittage mit sehr ernsten Gesichtern aus dem Laboratorium kamen und zusammen in den noch immer vor der Thüre haltenden Wagen stiegen.

„Zum Oberprocurator!“ befahl der Arzt. Der Wagen durchfuhr mehrere Straßen und hielt vor einem großen Gebäude, in welches sie sich hineinbegaben. Der Oberprocurator arbeitete eben mit einigen Richtern in der Mordsache des Hans Goldmann. Sie hatten bereits eine Menge von Zeugen verhört. Eben jetzt war der Vetter des Ermordeten vor, welcher erklärte, daß der Wucherer mit seinem Familiennamen Mirka heiße und den Namen Goldmann erst bei seiner Niederlassung in Deutschland angenommen. Es war noch nicht Alles klar in dieser furchtbaren Angelegenheit; aber alle Fäden führten auf den Prinzen Alex von Oranien und den Grafen von Bardelberg. Es schien ferner, daß Prinz Oranien mit Franz Kemper und Graf Bardelberg mit dem Baron von Lamm dieselben Personen seien.

Als der Oberprocurator endlich abkommen und die beiden Herren empfangen konnte, hielt ihm der Arzt die Medicinflasche entgegen und erklärte, daß der Medicin ein langsam tödtendes Gift beigemischt sei und daß er den Verdacht hege, der Baron von Lamm

habe nicht allein diese Mischung gemacht, sondern auch dem kranken Franz Kemper davon eingegeben.

„Hat der Baron eine Ahnung von Ihrem Verdachte?“ fragte der Oberprocurator.

„Nicht den mindesten.“

„So halten Sie geheim, was zwischen uns vorgekommen ist. Ich werde schon die nothwendigen Maßregeln ergreifen.“

Der Arzt und der Apotheker verabschiedeten sich.

Bei dem Kranken waren unterdessen verschiedene Veränderungen vor sich gegangen. Der Weisung des Arztes getreu, betrat Gretchen die Krankenstube und flüsterte dem Baron zu: „Der Arzt erwartet Kemper's Ende; ich habe deßhalb zum Geistlichen geschickt. Sie werden uns aber erlauben müssen, daß wir etwas Ordnung schaffen.“

„Geht es wirklich zu Ende?“ fragte der Baron mit einer Miene, in welcher die unterdrückte Freude nicht zu verkennen war. „Gewiß, gewiß, kommen Sie nur herein!“

Ein teuflischer Gedanke flog ihm durch den Kopf. Wenn die Vergiftung auskam, dann war es gut, wenn er einen Pfleger vorschieben konnte; deßhalb wollte er Gretchen veranlassen, daß sie ihm die Medicin eingab. Als auch Sanne hereinkam, schaute er auf die Arznei und dann auf die Uhr.

„Muß er Medizin haben?“ fragte Gretchen.

„Die Stunde ist eigentlich da,“ gab er zur Antwort; „aber ich werde mich hüten, sie ihm zu geben.“

„Warum?“ fragte Sanna.

„Ich halte von dem Rattensafte Nichts,“ entgegnete er, „und ich habe ihm während der ganzen Krankheit noch keinen Tropfen gegeben, sondern alle Stunden einen Eßlöffel voll zum Fenster hinausgegossen. Wir wollen das auch jetzt thun.“

„Bei Leibe nicht,“ sprach Sanna; „die Medicin ist zum Einnehmen da, nicht zum Wegschütten, und es ist ganz gewissenlos von Ihnen, daß Sie nicht nach der Vorschrift des Arztes gehandelt haben.“

Sie füllte den Löffel aus der Flasche, hob dem Kranken das Haupt empor und flößte ihm den Trank ein.

„Warum kommen Sie nicht öfter?" fragte Franz. „Ich bin mit dem Baron immer so allein. O, ich habe ganz erschreckliche Schmerzen ausgestanden! Jetzt aber geht es besser. Ich fürchte, es ist nur eine Erleichterung vor dem Tode. O, wenn ich doch besser gelebt hätte! Kommt denn gar kein Priester?"

Gretchen trat an das Bett, trocknete ihm den Schweiß von der Stirne und entgegnete: „Beruhigen Sie sich, Franz; ich habe zum Herrn Pfarrer geschickt und er wird bald hier sein. Wenn Sie aufrichtig bereuen, was sie gethan, dann wird Ihnen Gott ein gnädiger Richter sein. Sollen wir zusammen beten?"

Er faltete seine Hände und betete mit ihr; er konnte es mit Andacht und Sammlung thun, denn die Schmerzen hatten ganz nachgelassen, weil die Medicin rein war.

Sanna machte unterdessen die Krankenstube in Ordnung und breitete ihm ein reines Leintuch über. Nach einiger Zeit kam der Priester und forderte die Anwesenden auf, das Zimmer zu verlassen. Sie beteten unterdessen draußen und traten erst wieder ein, als der Priester ihm die heilige Wegzehrung ertheilte.

„Es ist mir viel besser," sagte er nachher zu Gretchen, „und es kommt mir vor, als ob ich noch einmal gesund werden sollte. Wie danke ich Gott, daß ich gebeichtet habe! Wenn ich wieder aufkomme, dann will ich ein anderes Leben führen und den Victor zum Muster nehmen. Ich hätte immer bei ihm bleiben sollen, dann wäre es so weit nicht gekommen; aber Der da hat mich nicht aus den Klauen gelassen und mich zu allem Bösen verleitet. Früher sah ich das nicht ein, aber jetzt sind mir die Augen aufgegangen."

Bis zum Abend war er heiter, aber die Schwäche nahm immer mehr zu. Beim Dunkelwerden kam der Arzt. Er fühlte ihm den Puls und untersuchte seinen Zustand.

„Wird er besser?“ fragte der Baron mit anscheinender Theilnahme.

„In einer Stunde wird ihm auf immer wohl sein,“ antwortete der Arzt. „Das Gift wird ihn unrettbar tödten. Es ist eine Wohlthat für ihn, daß er ohne Schmerzen stirbt.“

„Gift?“ fragte der Baron.

„Ja wohl, das Gift, welches ihm mit der Medicin eingegeben worden ist.“

Der Baron wurde bleich; aber er faßte sich bald wieder und antwortete: „Wie froh bin ich nun, daß ich sie immer hinweggegossen; aber Die da! — Man wird sie wohl festnehmen müssen.“

„Für das Festnehmen ist schon gesorgt,“ antwortete der Arzt und wandte sich dem Kranken zu, bei welchem der Sterbekampf begann.

Während dieses in den obern Räumen vor sich ging, wurde unten das Haus mit Soldaten umstellt, so daß ein Entwischen nicht möglich war. Dem Baron, der Nichts davon wußte, hüpfte das Herz vor Freuden, denn er sollte nun bald Herr eines großen Vermögens werden. Daß man ihn für den Giftmischer nehmen werde, hielt er gar nicht für möglich. Er hatte ja Alles so schlau und vorsichtig eingerichtet! Aus dem Sterbegemach ging er in das Nebenzimmer, weil er fürchtete, seine freudige Stimmung zu verrathen. Die Thüre, welche auf den Gang führte, stand ein wenig offen und er sah durch den Spalt einen Officier und mehrere Soldaten. Anfangs glaubte er sich getäuscht zu haben, deßhalb schaute er genauer hin; aber es war keine Täuschung möglich, das Gas brannte zu hell. Er sollte aber zu seinem Schrecken noch mehr erfahren, denn er hörte den Officier sagen: „Ihr könnt ihn an seinem Barte erkennen.“

„O, ich kenne den Baron von Lamm ganz genau,“ entgegnete der eine Soldat.

„Gut! sobald er aus einer dieser Thüren heraustritt, so nehmt Ihr ihn fest und führt ihn sogleich in's

Gefängniß. Wenn er Euch entwischt, so mache ich Euch dafür verantwortlich."

Der Baron glaubte zu versinken. Er eilte in das Krankenzimmer zurück und ging von dort durch eine zweite Thüre in ein Cabinet, dessen Fenster nach der Straße führte. Leise öffnete er eines derselben und schaute hinab. Sein Blick fiel auf Soldatenhelme. Halb verzweifelt rang er die Hände, aber bald faßte er wieder Muth; er konnte aus diesem Zimmer in einen zurückliegenden Gang und von da auf den Heuboden über den Pferdeställen gelangen. Von hier war es ihm ein Leichtes, durch die Reitbahn in's Freie zu kommen.

Leise wie eine Katze schlich er von dannen und kam an eine der Oeffnungen, durch welche Heu und Stroh hinabgeworfen wurden. Einen Beinbruch riskirend sprang er hinab und fiel auf die Streu nieder. Kein Mensch war im Stalle und in der Reitbahn, denn die Knechte standen draußen bei den Soldaten und hätten gerne gewußt, was ihr Erscheinen zu bedeuten habe. Vorsichtig begab er sich in die Reitbahn um eine der Thüren zu öffnen, welche in's Freie führten. Es war schnell geschehen. Jetzt wollte er zurück, um einen flüchtigen Renner aus dem Stalle zu ziehen und in Eile das Weite zu suchen; aber es blieb ihm keine Zeit dazu, denn kaum hatte er sich umgewendet, so stürzten drei handfeste Soldaten herein, welche ihn umringten. Sie hatten den Auftrag, ihn lebendig und unverwundet in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern, also nur im äußersten Nothfalle Gebrauch von ihren Waffen zu machen. Sie fielen ihn deßhalb nur mit den Händen an und suchten ihn zu ergreifen; aber der Kerl war äußerst gewandt und schlüpfte ihnen ein paar Mal unter den Armen weg. Da traten Victor und Beinhasuer ein und schlossen die Thore. An ein Entkommen war nicht mehr zu denken, aber die Verzweiflung hält sich an den letzten Strohhalm. Der Tumult in der Reitbahn wuchs; bald verfolgte man ihn in diese, bald in jene Ecke, aber

man konnte seiner noch immer nicht habhaft werden. Da griff Beinhauser nach seinem Barte und wollte ihn zu sich heranziehen. Zur Verwunderung Aller blieb der Bart an seiner Hand und der Verfolgte schwang sich an dem Thore hinauf, durch welches die Pferde in den Stall geführt wurden. Gelang es ihm, hinüberzukommen, so war es nicht unmöglich, daß er draußen zwischen den Karren und Wagen ungesehen davon kam; deßhalb stürzte Victor herbei, faßte ihn am Beine und zog ihn auf den Boden nieder. Als ihn jetzt die Soldaten an der Schulter faßten und in die Höhe zogen, fiel das Gaslicht voll auf sein Gesicht. „Das ist Barthel!" rief Victor verwundert. „Endlich also haben wir den Vogel, der seit meiner Kindheit sein Diebswesen unter den Leuten getrieben."

Die Soldaten banden ihm die Hände auf den Rücken und führten ihn in's Gefängniß. Einer aber hing den falschen Bart auf sein Bajonnet und sagte: „der Bart und der Barthel müssen zusammen sein, um den Baron vollständig zu machen."

Man kann sich denken, welch' ein Aufsehen die Gefangennahme des verkappten Metzgers hervorrief. In der ganzen Stadt sprach man davon, und Niemand konnte es begreifen. Diejenigen, welche mit ihm gelebt, getrunken und gespielt und sich auf die Freundschaft des adeligen Herrn dick gethan hatten, schämten sich jetzt über alle Maßen und schlichen heimlich davon, wo von ihm die Rede war.

Doch schauen wir nach dem Sterbenden. Er hatte noch vor wenigen Stunden Hoffnung geschöpft, ein langes Leben vor sich gesehen und die besten Vorsätze gemacht. Als aber die Schwäche immer mehr zunahm, als seine Augen schon anfingen, sich zu umnachten, da fühlte er, daß er sterben müsse. So viel Klarheit der Gedanken hatte er noch, daß er über sein verlornes Leben trauern und weinen konnte. Es waren nur wenige Jammertöne, die er ausstieß, aber es lag eine ganze Geschichte darin.

Victor war aus dem Stalle zurückgekommen.

Als er seine Frau, seine Mutter und den Arzt betend vor dem Bette knieen sah, gesellte er sich zu ihnen und faltete die Hände.

„Betet, betet!" flüsterte der Kranke. „Ich fühle, daß sich die Seele vom Leibe scheidet und daß ich der Ewigkeit entgegengehe. Wer wird mir beistehen, wer wird mich von den bösen Geistern retten? betet, betet!"

Er selbst betete ebenfalls mit leiser Stimme. Plötzlich aber unterbrach er sich und rief so laut und vernehmlich, daß es den Anwesenden durch Mark und Bein ging: „Baron Lamm, Du bist mein Verführer gewesen; Gott wird Dich dafür bestrafen!"

Mit dem Kopfe zurücksinkend und die Hände auf der Brust faltend, schrie er dann laut auf: „Gott sei meiner Seele gnädig!"

Das war sein letztes Wort. Die Seele entfloh und der Körper bewegte sich nicht mehr. Erschrocken waren die Betenden bei diesem Ausrufe von den Knieen aufgesprungen und starrten die Leiche an.

„Noch ein letztes Gebet"! sagte Victor, „dann wollen wir die Leichenfrauen kommen lassen."

Wenige Augenblicke später war der Todte allein; Gretchen und Sanna aber stellten die Lichter zurecht und gaben sich daran, einen Leichenmantel zu nähen. So wenig Franz es verdient hatte, so weinten sie ihm doch aufrichtige Thränen nach und bedauerten, daß es ihm nicht vergönnt gewesen war, in einem längeren Leben den Vorsatz seiner Besserung zu bethätigen.

Es sind jetzt nur noch wenige Worte zu sagen. Die Untersuchungen nahmen nach der Gefangennehmung des Barthel ihren Fortgang, und als man seine Effecten untersuchte, fand man nicht allein viel Geld, sondern auch die geraubten Diamanten, welche Graf Romanzoff als die seiner Schwester anerkannte. Hätte er die Edelsteine aus der Fassung genommen und die letztere eingeschmolzen, so würde man sie niemals wieder erkannt haben, aber der gerechte Gott schlägt die Verbrecher gewöhnlich mit Blindheit, so daß sie es in irgend einem Punkte versehen. Die Untersuch-

ung stellte bis zur Evidenz heraus, daß er den Hans Goldmann mit falschen Vorspiegelungen in's Garn gelockt und ermordet hatte. Auch wurde ihm die Vergiftung seines Freundes Franz nachgewiesen. Diese beiden Mordthaten zogen ihm das Todesurtheil zu. Als er sah, daß ihn nichts vor dem Fallbeile retten konnte, machte er ein umfassendes Geständniß und entrollte ein solches Gemälde von Schandthaten, daß den Zuhörern graute. Man muthe uns nicht zu, die einzelnen Verbrechen hier aufzuzählen, denn es widert uns an; aber es sei uns gestattet, die Worte hieher zu setzen, welche er am Schlusse an das zahlreiche Publicum richtete:

„Meine Herren und Damen, Sie sind hieher gekommen, um zu hören, wie ich des Mordes überführt werde. Sie sind befriedigt und frohlocken dem Tage entgegen, wo ein solches Scheusal zum Tode geführt wird. Ich kann Sie deßhalb nicht tadeln, denn obschon ich selbst das Opfer bin, muß ich doch anerkennen, daß meine Verbrechen nur durch das Schwert gesühnt werden können. So viel ich mich erinnere, habe ich in meinem Leben nichts Gutes gethan; aber jetzt fühle ich das Bedürfniß, Ihnen ein Bekenntniß zu machen, welches Ihnen als Warnung und als Lehre dienen soll. Die Urquelle meiner Verbrechen und meiner Hinrichtung war mein Mangel an Gottes Furcht. Als ich nicht mehr am Schooße meiner Mutter betete, da wich mein Schutzengel von mir und überließ mich den bösen Mächten, die schon früh Gewalt über mich gewannen. Ich floh die Kirche und die Predigt und brachte meine Zeit unter verwilderten Knaben zu, bei denen sich meine schlimmen Anlagen noch mehr ausbildeten. Der Mangel an Frömmigkeit raubte mir auch die Lust zur Arbeit und ich sank von Stufe zu Stufe. Der Müssiggang erzeugte den Hunger, der Hunger den Betrug und Diebstahl. Auf den Diebstahl folgten Raub, Plünderung und Mord, und das Ende von Allem ist das Fallbeil. Wollt Ihr Euern Kindern eine glückliche Zukunft bereiten, so erzieht sie in der Furcht des Herrn!"—

Diese wenigen Worte, die einzig guten, welche jemals aus seinem Munde gekommen, versöhnten die Gemüther wieder in etwa mit ihm. Mancher im Zuhörerraume ging mit dem Vorsatze nach Hause, der Zucht seiner Kinder besser obzuliegen und an seinem eigenen Heile zu arbeiten.

Vierzehn Tage später wurde Barthel auf einem öffentlichen Platze enthauptet. Das Gericht erkannte die Diamanten dem Grafen Romanzoff, die Güter Kempers dem Vetter des Goldmann zu.

Victor zog sich, wie es sein Plan gewesen war, von seinen bisherigen Geschäften zurück und trieb den Pferdehandel im Großen. Peter Sauermilch und seine Frau lebten noch lange im Kreise ihrer Familie und auch der Sanna war ein hohes Alter und ein sehr glückliches Leben beschieden.

Herchenbach, Wilhelm,

Der Mörder eine Erzählung für Volk und Jugend ; mit vier Stahlstichen

Regensburg 1873